Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 457
(2

Paed. 457.
(2

Weinrauch sc. Wien

Dank sey dem muthigen Erretter!

1804.

Karls und Emiliens
vergnügte
Spielstunden.

Oder:
neue Kinderspiele
für
eine gesellige, muntere und lehrreiche Unterhaltung
von

G. C. Claudius.

(T. 2)

Ein Geschenk auf 1804.

Dem Alter von 8 bis 14 Jahren gewidmet.

Leipzig,
bey Johann Conrad Hinrichs
1804.

Zum

Königl. Studien-

anstaltsbibl.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Diesen zweyten Theil von „Karls und Emiliens vergnügte Spielstunden" habe ich vorzüglich dem bekannten Sprichwörterspiele gewidmet. Ohne mich hier auf eine Würdigung all derer Versuche einzulassen, die sich dasselbe Spiel zu ihrem Gegenstande wählten, waren die unsers würdigen Schummels, in seinen Kinderspielen, wenigstens nach meiner Erfahrung, die ich seit zwanzig Jahren machte, immer noch die brauchbarsten. Auf seiner gebrochenen Bahn bin ich fortgewandelt. Ob mein guter Wille das mir vorgesteckte Ziel erreichte, überlasse ich meinen Kunstrichtern, noch mehr aber den praktischen Erziehern und meinen kleinen Lesern, die schlechterdings hier Sitz und Stimme haben müssen. Daß ich zwey der kleinen Schauspiele des Franzosen Jauffret's, die er für das kindliche Alter schrieb, benützte, sie aber fast ganz neu bearbeitete, soll, wie ich hoffe, wenigstens keinen Tadel verdienen. Jauffret's Schauspiele für Kinder werden we-

nigstens demjenigen bekannt seyn, der sich ein Urtheil über Kinderschriften dieser Art anmaßen will. Wem die gute Sache am Herzen liegt, blickt gewiß auch über seinen Kreiß hinaus.

Zwar versprach ich, daß ein zweyter Theil dieses Buch beschließen sollte; allein der Verleger desselben wünschte, daß dieser Theil, der etwas stärker, als der erste wurde, getheilt werden möchte, und so mußte ich mich zu einem dritten Theile entschließen, woran bereits schon gedruckt wird und welcher in einigen Monaten bestimmt erscheinen soll.

Möchte die Fortsetzung dieses kleinen Buchs meinen Lesern und dem Beurtheiler des ersten Bändchens in der allgemeinen Literaturzeitung nicht minder gefallen, als Beyden das erste Bändchen gefiel. Dankbar werde ich jeden Wink von ihnen, so wie von jedem billigen und sachverständigen wahren Kenner benützen.

Leipzig im October 1803.

G. C. Claudius.

VI.

Das Sprichwörterspiel.

Personen:

Emilie
Hannchen
Sophie
Adolph
Franz
Leopold
Karl
Julchen
Friederike
Ludwig
Wilhelm
Lottchen.

V.

Das Sprichwörterspiel.

Personen:

Karl
Emilie
Hannchen
Julchen
Sophie
Friederike
Ludwig
Wilhelm
Adolph
Franz
Leopold
Lottchen.

Adolph. Ich freue mich nicht wenig, daß heute nicht nur unser Kränzchen so vollständig ist, sondern daß ich gerade der Glückliche bin, der sie alle heute bey sich sehen soll.

Karl. Es ist wahr. Seit vier bis fünf Wochen fehlte bald dieser, bald jene. Heute sind wir fast alle da.

Franz. Lottchen fehlt nur noch.

Emilie. Das arme Mädchen! Seit zehn Wochen so krank zu seyn, das ist wirklich viel!

Karl. Sie soll sich seit einigen Tagen ziemlich wohl befinden.

Franz. Wie ich höre, so ist sie heute zum ersten Male wieder ausgegangen.

Ludwig. Wie? Sie wäre heute ausgegangen, und besuchte unser Kränzchen nicht? Hört! das, dächte ich, wäre eine

Beleidigung. — Wo könnte sie vergnügter seyn, als bey uns?

Adolph. Wenigstens würden wir sie gern, sehr gern sehen.

Leopold. Gewiß! Wir würden ihr Alle Glück wünschen. —

Hannchen. Würden wünschen, daß ihre Gesundheit von fester Dauer seyn möge.

Ludwig. Nun, so habe ich doch Recht, daß ihr Außenbleiben wenigstens einen kleinen Vorwurf verdiene. Ich, meines Theils, könnte, wenn ich an Lottchens Stelle wäre, nicht wegbleiben, es möchte auch kosten, was es wollte. Wie oft war ich nicht unpäßlich! wenn aber die Stunde des Kränzchens schlug, so war ich immer wieder auf dem Platze.

Sophie. Hm! Wenn wärst Du unpäßlich, hättest Du nicht etwa die Schulkrankheit, oder hättest Du Dir nicht den Magen überladen.

Ludwig. Fängst Du es schon wieder an, wo Du es gelassen hast? Wenn niemand Glossen macht, so machst Du welche

Nimm Dich in Acht. Die Geduld wird mir ausreißen, und ich werde Gleiches mit Gleichem vergelten.

Emilie. Aber, lieber Ludwig! zürne nicht, wenn ich Dir gestehe, daß Du der Unbilligste unter uns bist. — Das gute Lottchen zu verdammen, ohne zu wissen, ob es ihr der Arzt erlaubt. —

Ludwig. Ach, der Arzt sieht es gern, wenn sich der Genesende ein Vergnügen macht. Vergnügen ist die köstlichste Arzney.

Karl. In einigen Fällen kann Ludwig wohl Recht haben.

Ludwig. Nicht wahr? Es ist doch gut, daß wenigstens Eins aus der Gesellschaft auf meiner Seite ist. —

Karl. (lächelnd) Ob diese Fälle aber auf Lottchen anzuwenden seyn möchten, zweifle ich bald. —

Ludwig. Nun tritt er schon wieder auf die Hinterbeine. Du bist doch wirklich ein wahres Chamäleon. —

Karl. Das aber doch Deine Farbe nicht annimmt, wie Du siehst.

Ludwig. Ich irre mich nicht, wenn ich Euch sage, daß ich Lottchen lange Zeit vor ihrer Krankheit eine gewisse Gleichgültigkeit gegen unser Kränzchen abmerkte. —

Sophie. Wie Du doch schon wieder eine Mücke zum Elephanten machst! Und dann soll man schweigen. —

Ludwig. Wie so?

Sophie. Lottchen war immer bey unsern Zusammenkünften recht sehr vergnügt. —

Emilie. Sie hat es uns täglich versichert, daß sie bey uns am liebsten sey. —

Sophie. Nur als sie zum letzten Mal bey uns war, schien sie nicht so heiter, als sonst. —

Julchen. Da lag ihr die Krankheit schon im Körper. Sie sah nicht so munter aus, ihre Augen waren so trübe. —

Sophie. Und da sie nur das einzige Mal etwas mißvergnügt war, so behauptet Ludwig schon, daß sie immer so gewesen sey.

Franz. Und müssen wirs nicht erst abwarten, ehe wir unser Urtheil über sie

ausſprechen, ob ſie nicht gar noch kommen kann?

Ludwig. So?

Franz. (öffnet die Thüre, vor welcher er ſtehet. Lottchen eilt Karln, Emilien und Adolphen zuerſt entgegen, die beyſammen ſtehen, umarmt ſie, und begrüßt dann die übrigen in der Geſellſchaft eben ſo artig als freundſchaftlich. Alle rufen vor Vergnügen:) Lottchen! unſre gute Freundin iſt wieder unter uns? Sey willkommen! Sey herzlich willkommen!

Ludwig. Wie? wer hätte das dem trocknen Franz zutrauen ſollen, daß er uns auf dieſe Art täuſchen würde?

Lottchen. Mir war ſein Einfall ſehr willkommen. Denn bey dieſer Gelegenheit habe ich mich überzeugen können, ob mich meine Freunde und Freundinnen immer noch ſo lieb haben, als ich wünſche, und ob ich noch bey ihnen in gutem Andenken ſtehe.

Ludwig. So wirſt Du alſo hinter der Thüre jedes Wort gehört, und wirſt alſo auch meine Meynung erfahren haben?

Lottchen. Ganz natürlich.

Ludwig. Wirst also vermuthlich auf mich zürnen, meine Worte übel deuten, und mir Dein Zutrauen entziehen?

Lottchen (zuckt die Achseln) I nun! Verdient hättest Du es wohl.

Ludwig. Und Du würdest mir Unrecht thun.

Lottchen. Wie so?

Sophie. Ich bin neugierig, wie er das herumdrehen wird.

Ludwig. Das glaube ich schon, ohne Deine Versicherung, daß Du ein wenig neugierig bist. Lottchen wird mich anhören.

Lottchen. Und das recht gern. Denn es thut mir sehr leid, wenn ich mich in denen geirrt habe, die ich für meine Freunde hielt.

Ludwig. Ich kann es gar nicht läugnen, daß jedes Wörtchen, was ich sprach, meine wahre Herzensmeynung war.

Sophie. Nun, ich frage Euch, ob ein Mensch unverschämter, als Franz, seyn kann? Statt sich zu entschuldigen —

Ludwig. (sie unterbrechend) Bst! Bst! Sophie, still, mäuschen still! Ich habe nicht mit Dir, ich habe mit Lottchen zu sprechen.

Leopold. Aber da stimme ich doch Sophien bey. Sich nicht ein Mal entschuldigen zu wollen, daß man zu voreilig gewesen sey!

Lottchen. Und doch ist mir es lieber, daß er sich nicht entschuldiget. Ich weiß, daß man sehr oft eine schlimme Sache durch seine Entschuldigungen, wenigstens nicht besser machen kann. Aber, wie nun weiter, mein lieber Ludwig?

Ludwig. Als ich hörete, Du seyst völlig wieder gesund, und als Franz sogar versicherte, Du würdest heute wieder ausgehen, so war mir es äußerst unangenehm, daß Dir Andere, die Dich vielleicht weniger lieben, eher zu Deiner Genesung Glück wünschen sollten, als wir. Denn ich gestehe es gern, daß ich, werde ich auf Jemand unwillig, auch immer dabey ein wenig argwöhnisch bin. Und da dachte ich denn, Du hättest uns vergessen, wolltest uns nicht mehr so lieb haben, als sonst,

ohne daß ich eine Ursache auffinden konnte, warum Du das wolltest. Und als ich das dachte, fiel es mir wieder ein, daß Du das letzte Mal so verdrüßlich warst. Ich wurde also noch unwilliger. Gewiß wäre ich aber das nicht geworden, wenn ich Dich weniger liebte. Ich sehe nun ein, daß ich mich geirrt habe, und bitte Dich um Verzeihung. —

Lottchen. (zu der Gesellschaft) Was soll ich nun mit ihm machen? Verdient er meine Verzeihung?

Emilie. Seine Offenherzigkeit vermindert seinen Fehler.

Julchen. O ja, Lottchen! vergieb ihm—

Lottchen. Und wenn Ihr Alle, Alle wider ihn gewesen wäret, so würde ihm doch mein Herz verziehen haben. Mag Ludwig auch etwas voreilig seyn, so ist er doch aufrichtig, und ohne Falsch.

Ludwig. Das ist brav von Dir! Du sollst mich nie anders finden, als daß ich immer Dein guter Freund bleiben werde.

Lottchen. In Euerem Zirkel will ich froh seyn. Ach, das bin ich lange, lange nicht gewesen —

Emilie. Du armes Lottchen!

Lottchen. Ein gewisser Jemand unter uns behauptete vorhin: Vergnügen sey für einen Genesenden die köstlichste Arzney. Auch mein Arzt behauptete das —

Karl. Und so wollen wir Dir so viel Vergnügen machen, als uns möglich ist.

Lottchen. Heute darf ich noch nicht so lange bey Euch bleiben, als ich wol möchte. Ich soll mich noch vor der Abendluft hüten.

Emilie. Und Lottchen wird sich sehnen, daß wir das Spielstündchen anfangen.

Lottchen. Das kann ich freylich nicht läugnen. Zuvor möchte ich aber doch wissen, ob ihr wieder einige neue Spiele gelernt hättet?

Ludwig. O ja! Und Ludwig ist bey Einigen ziemlich in die Klemme gekommen.

Lottchen. (lacht) Wie gewöhnlich.

Ludwig. Kann sich Ludwig nicht gebessert haben? Fast hat er die gute Meynung vor sich, daß das geschehen seyn wird.

Lottchen. Die Erfahrung wirds lehren. Aber Ihr nennet mir doch keins von diesen neuen Spielen. Waren sie hübsch?

Karl. Darüber sollst Du selbst urtheilen. Es würde sehr anmaßlich seyn, fast würde es Stolz und Eitelkeit verrathen, wenn wir das sagen wollten.

Ludwig. Nunu! Mache nur keine Weitläuftigkeiten. Alle, die Du angegeben hast, waren hübsch. Sie erforderten einiges Nachdenken, das ist allerdings wahr, und sie ließen sich nicht so leicht hinspielen, als das Ringspiel, Kämmerchenvermiethen, u. dergl.; aber sie waren doch hübsch. Du wirst das selbst sagen müssen; denn wir spielen sie alle wieder.

Lottchen. Das wollte ich mir auch ausbitten.

Ludwig. Zuvor muß aber Adolph, den Gesetzen unsers Kränzchens gemäß, ein neues Spiel angeben, besonders da

das Kränzchen heute zum ersten Male bey ihm ist.

Alle. Allerdings!

Franz. Adolph könnte denken, wir hielten ihn nicht für fähig, uns mit einem neuen Spiele bekannt machen zu können.

Adolph. Freunde, Ihr setzt mich in Verlegenheit. Ihr erwartet vielleicht mehr von mir, als ich leisten kann.

Ludwig. Dem sey nun, wie ihm sey. Wir erwarten wenigstens ein neues Spiel von Dir.

Lottchen. Das ist allerliebst! Da lerne ich bey meinem Eintritte schon wieder etwas Neues. Ihr thut wohl daran, daß Ihr auf dieses Gesetz haltet. Die alten Spiele, wenn man nur diese, und immer nur diese spielt, machen einem doch endlich gar zu viel Langeweile. Ich bin neugierig, was Freund Adolph angeben wird.

Adolph. Ich bedinge mir aus, daß Ihr Euch nicht zu viel versprecht. Dürfte ich Euch also wol das Sprichwörterspiel vorschlagen?

Ludwig. Wie? was? Das Sprichwörterspiel? Wo denkst Du hin? Adolph! Das ist ein Spiel, das wir lange, lange schon in der Frau Mutter Handkörbchen geworfen haben.

Leopold. Mags! Das Spiel ist hübsch! Da weiß ich verschiedene Sprichwörter anzugeben, und kann sie auch ausführen. Man braucht nicht so viel dabei nachzusinnen, wie bey euren zeitherigen neuen Spielen.

Ludwig. Und da giebt denn immer Leopold dieselben Sprichwörter an, die er schon zehn Mal vorgestellt hat. Kaum ist seine Gesellschaft ins Zimmer getreten, so schreyt man ihm schon zu: das ist Dein Sprichwort. Ey, das ist eine schöne Unterhaltung! Da möchte man sich zu Tode dabey gähnen.

Wilhelm. Wahr ist es wol, daß das Sprichwörterspiel etwas Altes ist. Wenn man aber nur nicht immer dieselben Sprichwörter wiederholt, oder solche doch mit einer neuen Handlung begleitet, so kann auch dieses Spiel noch Unterhal-

tung gewähren. Das Meiste kommt dabey auf diejenigen an, die das Sprichwort ausführen.

Karl. Und kann nicht Adolph dem alten Spiele eine neue Wendung geben? Es gehört oft mehr Geschicklichkeit dazu, etwas Altes als eine Neuigkeit aufzustutzen, als etwas ganz Neues zu erfinden —

Ludwig. Wenigstens behauptet das unser Schneider, wenn er mir aus einem getragenen Kleide meines ältern Bruders einen Rock machen will, der wie ein neuer aussehen soll.

Adolph. Wenn es erlaubt ist, will ich meine Idee angeben. Mißfällt sie, so gebe ich ein anderes Spiel zum Besten. Ich sah eure Einwürfe voraus, und habe mich also auch schon darauf gefaßt gemacht.

Emilie. Das konnte ich mir vorstellen, daß unser Adolph sich vorgesehen haben würde. Hätten die Stimmen für oder wider die Aufnahme dieses Spiels gesammelt werden müssen, die meinige hätte ich ihm ohne Bedenken für die Aufnahme gegeben, denn ich bin überzeugt —

Lottchen. Ach, Emilie, das jetzt bey Seite, denn es geht dabey doch auf weiter nichts um, als daß Ihr Euch einige Artigkeiten sagen wollt, die wir Euch recht gern schenken wollen. Die Zeit ist kostbar. In zwey Stunden muß ich schon wieder fort.

Leopold. Wenn wir Sprichwörter spielen wollen, so theilt sich doch, wie gewöhnlich, die Gesellschaft?

Adolph. Richtig! Auch auf die Weise, wie wir heute das Sprichwörterspiel vorstellen wollen, bleibts beym Alten.

Leopold. Das ist wieder gut. Ich werde mich auf Karls Seite halten, der weist einen doch ein Bißchen zu Rechte, wie mans machen soll. Er stellt überhaupt gut an.

Ludwig. (Leopolden schalkhaft auf die Achsel klopfend) Mein bequemes Freundchen, das möchte doch wohl nicht angehen. Hast Du es schon vergessen, daß bey dieser Art Spielen ausgelooset wird, wie und wer bey einander seyn soll, und daß die freye Wahl eingestellt ist, weil bey dieser immer große

Verdrüßlichkeiten entstanden; denn bald wollte der nicht mit diesem, dieser wieder nicht mit jenem spielen.

Leopold. Ach ja! Das ist wahr. Inun, ihr wißt, ich bin eine ehrliche gute Haut, ich lasse mir alles gefallen. Jetzt führt Adolph das Spiel an, der wird seine Sachen eben so gut, als Karl machen.

Adolph (der während, daß Leopold und Ludwig mit einander sprachen, in das Seitenzimmer gegangen ist, kommt wieder zurück, und bringt zwölf Zettel zum Verloosen. Sechs derselben sind mit den Zahlen 1 bis zu 6, die andern sechs Zettel sind ebenfalls mit denselben Zahlen bezeichnet. Wer von den Knaben die Nummer 1 zieht, zu dem gesellt sich das Mädchen, das ebenfalls diese Nummer gezogen hat, u. s. w. Die ersten drey Nummern wählen auf beyden Theilen, der Knaben sowol, als der Mädchen, die Darstellenden des Spiels, die übrigen drey Nummern aber von 3 bis 6 die Zuschauer aus. — Haben die ersten sechs Personen ihr Spiel vorgestellt, so folgen dann die andern sechs der Gesellschaft, und stellen ein zweytes Sprichwort vor.)

Ludwig. Ey! ey! Was kommt mir denn da heraus? Sonst wird das Loosen erst dann

vorgenommen, wenn das neue Spiel zuvor erklärt worden ist. Adolph hat gewiß nicht ohne Absicht die Pferde hinter den Wagen spannen wollen.

Adolph. Ich danke Dir für Deine gute Meynung; doch muß ich Dir gestehen, daß es wirklich ohne irgend eine andere Absicht geschehen ist, als weil ich glaubte, es sey einerley, ob man vor der nähern Bestimmung des Spiels oder nach derselben loose.

Ludwig. Und die Art und Weise, wie jetzt das Spiel gespielt werden soll?

Adolph. Ist folgende: Zeither stellten wir dieses Spiel nur mit Geberden vor, ohne ein Wörtchen zu sprechen. Wie? wenn wir nun lieber auch dazu sprächen, und unser Sprichwort als ein kleines Schauspiel vorstellten?

Ludwig. Scharmantes Freundchen, das ist ein wenig schwer —

Franz. Da müßten die Spieler vermuthlich zuvor eine kleine Kinderkomödie auswendig gelernt haben. Z. B. aus dem

Kinderfreund von Weise oder Schummel.

Adolph. Nein. Die Zeit, die wir damit verlieren würden, ein solches Schauspielchen auswendig zu lernen, und die Proben, die wir erst halten müßten, dürften wir vermuthlich besser anwenden können. Und dann würde sich eine solche Vorstellung ohne Theater nicht gut ausnehmen. Aber meine Damen äußern ja noch keine Sylbe — ob ihnen mein Vorschlag behagt oder mißfällt?

Emilie. Wir wollen erst hören, wo alles das Weitere hinauslaufen wird.

Julchen. Es würde zu voreilig seyn, schon urtheilen zu wollen, ehe man noch vom Ganzen hinlänglich unterrichtet ist.

Adolph. Ich säume nicht, sie Alle mit meiner Idee bekannter zu machen. Es beliebt ihnen also doch bey der Vorstellung eines Sprichworts ihr Geberdenspiel durch Worte und Redensarten zu begleiten?

Emilie. Recht gern! Jüngst spielten dieses Spiel einige Freunde meiner

Aeltern auf dieselbe Weise. Es ist lustiger und unterhaltender. Auch mir gaben sie eine kleine Rolle dabey, und ich fand, daß es nicht so schwer war, als ich vermuthete.

Leopold. Das wird sich ausweisen —

Ludwig. Was man nicht kann, muß man lernen.

Julchen. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen.

Sophie. Wenn auch der erste Versuch mißlingt, so geräth der nächste dann doch wol besser.

Franz. Ein Keil treibt bey dergleichen Spielen den andern.

Lottchen. Ey ey! Franz, das wär ein wenig derb.

Karl. Er wollte vielleicht sagen: ein Einfall hilft zu mehr Einfällen —

Wilhelm. Ihr spielt, wie ich höre, schon jetzt das Sprichwörterspiel, denn es jagt ja ein Sprichwort das andere. So muß ich denn wol auch mit einem Sprichworte meine Stimme geben: Soll-

te es bey der neuen Anordnung und vorzüglich bey der Ausführung desselben nicht viel Köpfe viel Sinne geben?

Friederike. Und ich antworte Dir mit dem Sprichworte: Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Leopold. Und ich? ich denke, ein Schelm giebt mehr, als er vermag.

Hannchen. Wir wären also einig, und bitten Freund Adolphen um nähere Belehrung.

Adolph. Allererst wird von den Darstellenden das Sprichwort gewählt. Dann wird eine kleine Handlung erfunden. Ist man damit fertig, so werden die handelnden Personen angegeben, und alsdann bekommt Jeder seine Rolle. Sollte darüber eine Streitigkeit entstehen, daß einer die ihm zugedachte Rolle nicht übernehmen, sondern die eines Andern lieber spielen wolle; so haben sich beyde darüber zu vergleichen. Will der eine oder der andere eine Rolle nicht abgeben, nun dann muß

der Direktor des kleinen Schauspiels aus dem Stegreife die Streitenden höflich beruhigen, und seine entscheidende Meinung erklären, nachdem er die Gründe Beyder genau überlegt hat. Will der Richter keinem wehe thun, so wird er seine Entscheidung durch das Loos geschehen lassen.

Friederike. Schön! Durch diese Vorsicht wird jeder Streit bey Zeiten gedämpft. Ein Spiel zur Ergötzlichkeit darf nie ein Zankspiel seyn.

Wilhelm. Mir kommt noch nicht alles recht klar vor. Es werden sich noch manche Schwierigkeiten finden.

Adolph. Ich bin mit der Erklärung meines Vorschlags noch nicht völlig zum Ende.

Franz. Wer soll der Direktor des Spiels und der Vorstellung seyn? Wer ordnet es an?

Adolph. Wer sich tüchtig dazu fühlt. Von dem, der es übernimmt, wird gefordert, daß er die kleine Geschichte, welche das Sprichwort ausdrücken soll, lebhaft und bestimmt erzähle; daß er die

Personen angiebt, die bey dieser Geschichte vorkommen; daß er deutlich erklärt: erst kommt das, das führen die aus, dann kommt jenes, und das führen diese wieder aus, und das so fort, bis die Geschichte in einer fortlaufenden Handlung zu Ende gebracht ist.

Emilie. Ach! Das giebt dann solche Auftritte, gerade so, wie wir sie in den kleinen Schauspielen im Kinderfreunde und in Schummels Kinderspielen finden.

Franz. Das dürfte wol ein wenig schwer seyn. Einen einzigen Auftritt lasse ich allenfalls gelten.

Wilhelm. Damit würden wir nicht viel gebessert seyn, und das sonst so unterhaltende Spiel möchte sehr schnell wieder langweilig werden.

Karl. Richtig! Weil wir zeither ein jedes Sprichwort nur mit einer kurzen Handlung ausführten, die wir mit Mienenspiel und Geberden ausdrückten, so wurden wir es bald überdrüßig. Theilt sich aber das Spiel in verschiedene Auf-

tritte, so unterhält es nicht nur besser, sondern auch länger.

Leopold. Aber der Anführer des Spiels sagt doch Jedem zuvor, was er bey seiner Rolle zu sprechen hat?

Alle (lachen über Leopolds Bemerkung.)

Ludwig. Das wäre noch schöner!

Adolph. Nein, lieber Freund! Wenn er das einem Jeden sagen sollte, so müßte er Jeden der Mitspielenden für ein Starmätzchen halten; das würde nicht nur beleidigend seyn, sondern auch zu mancher Unordnung Anlaß geben. Jeder der Mitspielenden bekommt seine Rolle, es wird ihm gesagt, ob er im ersten, im zweyten oder dritten Auftritte erscheine; ob er mehr, als ein Mal erscheine: auch wird ihm dabey angedeutet, was er in diesem Auftritte zu thun oder zu lassen habe. Die Worte aber muß er selbst wählen. Je passender er diese und seine Einfälle zu seiner Rolle findet, destomehr wird er zur Verdeutlichung des Sprichworts beytragen, desto angenehmer wird für die Zuschauer die

Vorstellung, und desto lauter auch für ihn selbst — der Beyfall seyn, daß er seine Sache so gut gemacht hat.

Friederike. } O das ist hübsch. Da
Hannchen. } wirds mitunter etwas
Julchen. } zu lachen geben.

Ludwig. Gesetzt, wir wählen ein Sprichwort, worin ein Fürst oder ein Graf vorkommt, und mir wird die Rolle des Fürsten zu Theil, da sollt ihr euch wundern, wie ich meinen Fürsten spielen will.

Wilhelm. Man bildet sich bisweilen ein, daß sich das oder jenes leicht, sehr leicht machen läßt; kommt's aber zur Ausübung, da finden sich denn doch tausend Schwierigkeiten.

Leopold. Das meyne ich auch. Indeß macht's jeder so gut, als er kann.

Sophie. Adolph soll zuerst den Versuch machen, und uns Allen zeigen, wie sich der Anführer bey diesem Spiele zu benehmen hat.

Friederike. Das ist wirklich am besten. Daraus erkennt man dann leicht,

ob das Spiel für uns Alle ausführbar sey, oder nicht.

Adolph. Ich sollte glauben, daß es Allen gefallen werde. Und diejenigen, denen es zu schwer fallen dürfte, die könnten ja nur Zuschauer seyn.

Hannchen. Das war gerade auch mein Einfall. Etlicher wegen können wir übrigen doch nicht Alle das unterhaltende Spiel aufgeben.

Adolph. Es ist aber auch nicht so schwer, als sich es Einige vorstellen. Ich will jetzt durch ein Beyspiel zeigen, was der Anführer und Leiter des Spiels, und was seine Acteurs dabey zu thun haben. Gesetzt, die kleine Gesellschaft wäre mit einander übereingekommen, das Sprichwort: Unverhoft kommt oft auszuführen, so würde es durch folgende kleine Handlung recht gut geschehen können.

Ein Vater stehet früh auf, erinnert sich, indem er aus seinem Schlafzimmer tritt, daß heute sein Geburtstag sey. Er

dankt Gott, daß er diesen Tag wieder erlebt hat und sich froh und gesund fühlt.

Das Hausmädchen bringt den Caffee, und wünscht seinem Herrn Glück. Dieser freuet sich darüber, daß es doch so aufmerksam ist, und sich seines Geburtstags erinnert. Er greift in seine Tasche, um ihm ein Geschenk zu machen. Christiane verbittet aber das Geschenk und meynt: „Zu jeder andern Zeit werde es ihr erwünscht und angenehm seyn; heute sey ihr es aber kränkend. Denn der Herr könnte glauben, sie habe ihm aus Eigennutz Glück gewünscht, und sie pflege nicht sich diese ihre gutgemeynten Wünsche bezahlen zu lassen.“ Der Herr lächelt, bezeigt über ihre Gesinnungen seinen Wohlgefallen, und verspricht ihr, sich zu einer andern Zeit erkenntlich zu bezeigen, da sie heute durchaus nichts annehmen wolle. Er fragt sie: wo seine Frau bleibe? Sie richtet ihren Auftrag aus, den ihr die Madame gegeben hat: Der Herr möchte sich's heute ein Mal gefallen lassen, den Caffee allein zu trinken.

Sie wäre bey dem schönen Morgen in den Schloßgarten gegangen.“ — Und nun geht sie ab, und wieder an ihre Arbeit.

Wie sie weg ist, kann der Herr des Hauses seinen Unwillen nicht verbergen. Er gesteht, daß ihm der Caffee nie allein schmecke, daß er seit ewigen Zeiten immer nur in Gesellschaft seiner Frau und Kinder sein Frühstück genossen habe; daß es ihm zu einer andern Zeit nicht aufgefallen seyn würde; aber heute, heute gerade zu seinem Geburtstage solle er nun allein da sitzen. Er besinnt sich aber bald, und entschuldiget seine Gattin und Tochter, und meynt, daß sie doch wohl ihre guten Gründe haben könnten, warum sie heute und nicht an einem andern Morgen in den Schloßgarten gegangen wären. Jetzt fällt es ihm ein, daß sie ihm wohl gar zu einem Geburtstagsangebinde einige frische Blumen holen könnten, um ihn damit zu überraschen, weil sie wüßten, daß er ein großer Liebhaber von Blumen sey. Nun beruhigt er sich. Er setzt sich an den Tisch, stopft sich

ein Pfeifchen, und schenkt sich eine Tasse ein. Er trinkt — trinkt wieder; sagt endlich: daß ihm der Caffee schlechterdings nicht schmekken könne, wenn ihm seine Frau oder Tochter nicht einschenkten und bey ihm wären. Er zürnt wieder, und meynt: sie hätten doch lieber eher, oder später gehen sollen.

Und indem er so mit sich selbst spricht, treten Mutter und Tochter herein. Jedes von ihnen hat mit der einen Hand ein bedecktes Körbchen; in der andern einen Blumenstock; die Mutter ein blühendes Orangeriebäumchen, die Tochter einen Rosenstock. Sie wünschen ihm Glück. Er ist entzückt über das angenehme Geschenk, noch mehr aber über die guten herzlichen Wünsche. Er deckt das Körbchen der Mutter zuerst auf, und findet einen neuen schönen Schlafrock. Er gefällt ihm, er dankt seiner Gattin. Er deckt seiner Tochter Körbchen auf. In diesem liegen Bücher, schön, sehr schön gebunden. Er schlägt eins der Bücher auf. Es ist *Ebelings Geographie von Amerika*. Darüber

hat er nun eine außerordentliche Freude. Långst hat er sich solche schon kaufen wollen, immer hatte er aber das Geld zu nothwendigern Bedůrfnissen gebraucht. Oft hatte er den Wunsch geåußert dieses Buch besitzen zu kőnnen; Therese, seine Tochter, hatte sich diesen Wunsch zu Herzen genommen. Nun war er befriediget. Der Vater betrachtet diese Bůcher nochmals mit außerordentlichem Vergnůgen. „Nein," ruft er in seinem Entzůcken aus: das håtte ich doch nicht gedacht, daß ich euch sobald besitzen würde!"

Sie setzen sich an den Tisch. Das Mådchen bringt frischen Caffee. Seine Gattin schenkt ihm ein. Es schmeckt ihm nun viel besser, als vorher. Er åußert bey seinem Vergnůgen den Gedanken, daß ihm heute nichts seine Freude ganz vollkommen machen kőnnte, als wenn jetzt sein Sohn bey ihm wåre, und wenn es auch nicht långer, als ein halbes Stůndchen seyn kőnnte. Er klagt, daß er ihn seit funfzehn Jahren nicht gesehen habe. Die Mut-

ter tröstet ihn damit, daß es ihrem Sohne, wie er wüßte, wohl gehe. Wenigstens wären seine letzten Briefe vor drey Wochen recht angenehm gewesen. „Das wol!“ erwiedert der Vater. „Aber ich werde alle Tage älter, bald werde ich sterben müssen, und wie schwer würde mein Tod seyn, wenn ich die Welt verlassen müßte, ohne ihn noch ein Mal gesehen zu haben.“ „Erwähne diesen Gedanken nicht,“ sagt die Mutter darauf: denn Du machst uns damit nur wehmüthig, und der heutige Tag sollte uns doch ein Freudentag seyn. Und ist nicht unser Sohn gut versorgt? Dein Bruder macht ihn gewiß zum glücklichen Mann. Hat er ihn nicht schon zu seinem Erben bestimmt, und ist dieser nicht reich, steinreich?“ „Alles wol gut, erwiedert der Vater. „Aber ihn mit nach Amerika zu nehmen, das war nicht Recht von ihm; denn, Kinder, ihr müßt nur wissen, Amerika liegt weiter, als ihr vielleicht denkt!

Und als der Vater dieses spricht, wird etwas stark an die Stubenthüre geklopft.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Die Tochter geht zur Thüre hinaus, um zu sehen, wer geklopft hat.

Sophie (Adolphen unterbrechend) Was gilts, das wird der Sohn seyn?

Ludwig. Sieh, ob Du Dein voreiliges Wesen lassen kannst! Du unterbrichst uns; wir waren doch alle so aufmerksam.

Franz. Und was das für Dinge sind! Wird's nicht gleich der Sohn seyn! Du hörst ja, daß er sich in Amerika aufhält.

Sophie. In den Komödien kommt das oft vor. Ich müßte es nicht gelesen haben.

Karl. Beruhigt euch, und stört uns Uebrige nicht mit euern zur Unzeit gemachten Bemerkungen. Ich bitte Adolphen, fortzufahren.

Adolph. Die Tochter kommt zurück. Vater, sagt sie, es ist ein Bettler draußen.

Ludwig. Ah! Da hast Du's doch Sophie! Nun bist Du weit fehl gewesen.

Karl. Wer wieder spricht, ehe Adolph ausgeredet hat, verläßt die Versammlung. Ihr kennt unser Gesetz.

Adolpph. Ich selbst muß bitten, daß man mich nicht unterbreche.

Ludwig. Es soll nicht wieder geschehen; fahre nur fort.

Adolph. „Da, meine Tochter, hast Du ein Zweygroschenstück statt des gewöhnlich den Bettlern von uns bestimmten Dreyers. Ich möchte heute gar so gern die ganze Welt froh wissen.“ So sagt der Vater, greift in die Tasche und giebt ihr das Zweygroschenstück. Sie gehet hinaus; kommt aber bald wieder und sagt: „Ich habe mich geirrt; es ist kein Bettler. Es ist ein Fremder, der den Hausherrn gern sprechen möchte. Sein armseliger Anzug verführte mich, ihn für einen Hülfsbedürftigen zu halten, der so arm wäre, daß er sein Brod vor den Thüren suchen müsse.“ „Nun, so laß ihn hereinkommen,“ erwiederte der Vater.

Die Tochter holt den Fremden. Dieser sieht nun gar ärmlich aus. Zerrissen sind seine Kleidungsstücke nicht, aber sehr, recht sehr abgetragen. Sein Gesicht sieht schwarzbraun; aber seine Augen leuchten hell. Er hat etwas recht Gutmüthiges und Sanftes an sich. Auch ist er noch sehr jung. Bescheiden spricht er: Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich mich unterstehe, vor ihnen in dieser Gestalt zu erscheinen. Es treibt mich die Noth zu ihnen. Ich bin nicht allein; ich habe meinen Herrn bey mir. Dieser hatte das Unglück, nicht weit von hier umgeworfen zu werden. Sein Wagen ist stark verletzt. Der Wagner sagt, daß er ihn erst morgen wieder vollkommen in den Stand bringen könne. Mein Herr, ein reicher Mann, aus London kommend, hat die Grille, daß er lieber des Nachts unter freyem Himmel liegen bleibt, als in einem öffentlichen Gasthause einkehrt. Ich habe ihn einige Mal gefragt, warum er das thut; da hat er mir aber geantwortet, daß er mir die Ursache nicht sagen könne. Glauben Sie mir aber, mein Herr

wird sehr erkenntlich seyn, wenn sie ihm eine Aufnahme vergönnen. Er ist nicht gewohnt, köstlich zu speisen und zu trinken; ihm ist bisweilen ein Schnitt hausbackenes Butterbrod lieber, als die größte Delikatesse. Auch bittet er nur um ein reinliches Bett. Ich meines Theils kann auf der Diele schlafen.

Da antwortet denn der Hausherr: Ich logire zwar keine Fremden; aber heute will ich eine Ausnahme von meiner Regel machen. Ich habe heute ein Mal gesagt: Ich wünschte die ganze Welt froh zu machen. Und sein Herr soll nicht der Einzige seyn, der sich über mich ärgern soll, und dem ich eine verdrüßliche Stunde machen will.

Der Fremde geht, und kommt bald mit seinem Herrn wieder.

Die Mutter die Tochter und der Vater begucken den Herrn mit neugierigen Augen, werden immer aufmerksamer, und endlich erkennt einer den Andern. Der Fremde ist des Hausherrn Bruder. „Gott, mein Bruder!" ruft er uns. „Und kennst Du denn

diesen da nicht?" indem er auf seinen vorgeblichen Bedienten deutet: „Er ist Dein Sohn!" —

Alle (des Kränzchens) Ah! das war schön!

Emilie. Richtig! Der Titel des kleinen Schauspiels kann recht gut: Unverhoft kommt oft — heißen.

Julchen. Und das Sprichwort muß sich allerliebst vorstellen lassen.

Leopold. Und wenn der Anführer der Mitspielenden seine Sache so deutlich zu machen weiß, dann muß es leicht seyn, eine Rolle dabey zu übernehmen.

Emilie. Ich wüßte wol, was ich für eine Rolle bey der Vorstellung dieses Sprichworts haben möchte —

Friederike. Ich auch. Die Deinige wäre?

Emilie. Die Rolle der Tochter —

Friederike. Das wäre auch die meinige. Wenn wir nun Beyde zu einer Vorstellung desselben gewählt wären — dann

würde keine — nachstehen, jede würde sie haben wollen.

Karl. Darüber sollte keine Streitigkeit entstehen. Ihr habt gehört, daß in solchen Fällen gelooset werden soll, und nur das Loos würde entscheiden.

Leopold. Ich wünschte mir die Rolle des Sohns —

Adolph. Und diese würde auch ich Dir ertheilen.

Ludwig. Und wißt ihr, welche Rolle ich mir am liebsten wünschte?

Sophie
Emilie } Nun?
Franz

Ludwig (etwas komisch sich auf den Bauch schlagend, und mit wichtiger Miene) Ich machte den — Papa —

Alle (lachen überlaut.)

Ludwig. Lacht, wie ihr wollet, die Rolle des Vaters ist gewiß sehr dankbar.

Adolph. Ey, das wird Niemand in Abrede seyn. — Aber, ob Du lustiger

komischer Mensch etwas so ernsthaftes hervorbringen würdest, das möchte doch wol zu bezweifeln seyn.

Emilie. Und ich fühle, wenn in diese kleine rührende Handlung etwas läppisches eingemischt würde, so gäb' es gewiß ein Aergerniß, denn es würde zu sehr stören.

Ludwig. Milchen! Milchen! Du kennst mich noch nicht, hast mich noch nicht ernsthaft gesehen. Warte, nächstens will ich mich Dir sehr, sehr ernsthaft zeigen.

Alle (lachen wieder aufs Neue.)

Karl. Ich dächte, lieber Adolph, wir machten mit dieser Vorstellung unsern ersten Versuch.

Adolph. Würde sie nicht den Reitz der Neuheit verloren haben? Lieber wollen wir sie zum Beschluß unsers heutigen Kränzchens, als ein kleines Schauspiel geben. Jetzt will ich ein neues Sprichwort wählen. Wir wollen loosen, wie sich bey den ersten zwey Vorstellungen die Gesellschaft in die Darstellenden und in die Zuschauer abtheilen soll. Bey den ersten

zwey Vorstellungen will ich das Spiel leiten; dann lege ich mein Amt nieder, und vertraue es jedem andern in der Gesellschaft, der sich dazu geschickt fühlt.

Karl. Sollte es nicht nach der Reihe gehen? Jeder versuchte es; jeder versuchte sein Heil.

Adolph. Noch besser!

Ludwig. Nun laßt uns loosen.

(Sie loosen. Die Darstellenden für das erste Sprichwort sind folgende sechs aus der Gesellschaft: Adolph; Franz; Leopold; Sophie; Emilie; Hannchen.

Karl aber und Julchen; Friederike; Wilhelm; Lottchen und Emilie sind die Zuschauer.)

Adolph (in der Mitte zwischen Franz, Leopold, Sophien, Emilien und Hannchen, die in einem Halbkreiß um ihn herum stehen) Meine Damen und Herren verzeihen, wenn ich mich nun mit meiner Gesellschaft auf eine kurze Zeit entferne. Aller Anfang ist schwer — Dieses Sprichwort soll uns rechtfertigen, wenn

wir nicht so geschwind wieder kommen, als sie sich vermutheten. Jedoch bitten wir, ehe wir noch abgehen, um die Erfüllung folgender Bedingungen. Lassen sie uns erstlich unsere Waaren fein ordentlich auslegen, ehe wir sie zum Verkaufe ausbieten, was, wenn wir unsere Bitte ohne Vergleichung wagen sollen, mit andern Worten heißen würde: ängstigen Sie uns nicht durch ein oft wiederholtes Zurufen: daß wir doch eilen und zurückkommen möchten. Hat der Kaufmann Zeit genug, seine Waare in seinem Gewölbe vortheilhaft und ordentlich auszulegen, so hat der Käufer den Vortheil davon, daß er jeden Gegenstand genauer betrachten kann, als wenn Alles unter einander liegt. Zweytens sollen Einige unter uns bisweilen ein wenig zu wißbegierig seyn, die Verläumdung will das gar neugierig nennen; aber so etwas kann die Verläumdung wol thun: ich hingegen bescheide mich, und nenne es nur Wißbegierde. Wir bitten daher, daß diese Freunde und Freundinnen dies Mal so gefällig gegen uns seyn, und dieser ihrer edlen Wißbegierde ein we-

nig Gewalt anthun und sie vor der Hand etwas einschränken möchten. Auch für sie selbst wird es nicht ganz ohne Nutzen seyn. Denn wenn man von gewissen Dingen, die uns überraschen sollen, zu viel voraus weiß, so verlieren sie ihren Werth. — Theilt man das, was man davon abgelauscht oder abgehorcht hat, der übrigen Gesellschaft mit, so bringt man auch diese um den größten Theil ihres Vergnügens; denn ist der Ueberraschung der Reitz der Neuheit genommen, so hat sie alsdann sehr wenig Werth. Und wir, die Belauschten, wenn wir den Horcher entdeckten, geriethen ganz gewiß in Verlegenheit, wir würden unsern Plan so oft verändern, so oft wir den Horcher in unserer Nähe wüßten, und welch einen Aufenthalt würde dieses für beyde Theile verursachen. Und würde das allgemeine Vergnügen nicht dadurch gestört?

Julie. Es ist ganz billig, daß wir diese Vorschläge annehmen.

Karl. Und sie treulich befolgen.

Ludwig. Eigentlich wären sie nicht ein Mal nothwendig gewesen, wenn Friederike nicht bisweilen etwas leichtfertig wäre —

Friederike. So? Ich denke, ich denke, dies Mal ists Ludwigen, wie dem Kukkuk gegangen, der auch nur immer seinen eigenen Nahmen ausruft.

Adolph. Verzeiht, lieben Kinder! Ich habe Niemand gennt. Wer sich schuldig fühlt, wird meine Bitte Statt finden lassen, von den Uebrigen ließ sich dieses ohne meine Erinnerung erwarten. Wir empfehlen uns also bestens, meine Damen und Herren, ihrer gütigen Nachsicht und Geduld.

(Er gehet mit Franzen, Leopolden, Sophien, Emilien und Hannchen in ein Nebenzimmer. Die übrigen der Gesellschaft bleiben in dem Spielzimmer.)

Adolph (zu seinen Mitspielenden im Nebenzimmer.) Nun seyd nur ein wenig aufmerksam. Ich hoffe, es soll euch nicht schwer werden. Erst will ich euch mein Sprichwort sagen; dann erzähle ich euch die kleine Geschichte,

die die Handlung zu unserer Vorstellung ausmachen soll, dann vertheile ich die Rollen der Mitspielenden, und dann ordne ich meine kleine Komödie in Scenen.

Hannchen. Schön! schön! Schon diese Anordnung wird es uns leicht machen.

Adolph. Mein Sprichwort, das zugleich den Titel unserer Vorstellung machen wird, heißt: Wer andern Gruben gräbt, fällt oft selbst hinein.

Emilie. Gut! Das ist ein Sprichwort, das allgemein bekannt ist.

Adolph. Unbekannte dürfen nicht gewählt werden; man kann sie sonst nicht errathen. Da ihr denn mit der Wahl meines Sprichworts zufrieden seyd, so erzähle ich euch nun das Geschichtchen dazu. Amtman Hohberg hat zwey Söhne. Er wohnt auf einem alten Schlosse ganz allein, das fast eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt. Seine Schwester mit ihren zwey Töchtern besuchen ihren Bruder und Onkel, den Amtmann. „Wißt ihr

was," spricht des Onkels Sohn zu seinen Muhmen: „ihr könnet es euch gar nicht vorstellen, wie furchtsam mein Bruder ist. Heute wollen wir uns eine außerordentliche Freude mit ihm machen. Ihr sollet ihn in ein finsteres Zimmer führen. In diesem befinde ich mich als Gespenst, habe mich in ein großes Betttuch eingewickelt, und — auf meinem Kopfe stehet ein ausgehöhlter Kürbiß, den ich ausgeschnitten habe, und der, stecke ich ein angezündetes Licht hinein, gerade wie ein Todtenkopf aussieht." Die Mädchen wollten Anfangs nicht in seinen Plan willigen. Endlich überredete er sie aber doch; er mußte ihnen jedoch versichern, daß seinem Bruder dabey kein Leid widerfahre. Das versprach er denn. Die bestimmte Stunde kam. Er sagt, daß er sich nun als ein Gespenst anziehen wolle; höchstens in einer Viertelstunde müßten sie kommen. Er gehet in das Zimmer, hängt ein Betttuch um sich, löscht das Licht aus und setzt den Kürbißkopf mit dem brennenden Lichtchen auf seinen Kopf. Er drehet sich um, erschrickt vor sich selbst, thut einen Schrey,

und fällt zur Erde nieder. Die Mädchen sind schon mit ihrem Vetter im Anzuge. Auf diesen heftigen Schrey eilen sie in das Zimmer, und der, den man für den Furchtsamen hält, bleibt in ruhiger Fassung und erschrickt nicht. Erst lacht er über seines Bruders Anblick; dann aber, als dieser, wie todt, auf der Erde liegen bleibt, kein Lebenszeichen von sich giebt, dann eilt er voller Angst, so schnell er kann, davon, um den Vater zu holen. Er bringt den Vater, und diesem gelingt es, daß der todtgeglaubte junge Mensch einige Kennzeichen des Lebens wieder von sich giebt. Nach und nach kommt er zu sich selbst. Dem Vater fällt seines Sohnes sonderbarer Anzug auf. Die Mädchen erzählen ihm den vorgehabten Plan. Der Vater dringt in seinen Sohn, ihm zu erzählen, worüber er erschrocken sey. Und dieser erzählt die ganze Geschichte aufrichtig, verschweigt es auch nicht, daß sich ihm als er mit seinem Anzuge fertig gewesen sey, ein ihm ganz ähnliches Gespenst gegen über gezeigt habe. Der Vater bemerkte bald, daß der

furchtsame Mensch vor seiner eigenen Gestalt erschrocken seyn müsse. Und nun wurde der, der Andre hatte furchtsam machen wollen, und selbst ein so furchtsamer Hase war, daß er vor sich selbst erschrecken konnte, wacker ausgelacht. Und das Sprichwort bestätigte sich auch an ihm: Wer andern Gruben gräbt, fällt oft selbst hinein.

Emilie. Ja, ja, das ist wahr. Dieses Geschichtchen stellt dieses Sprichwort recht gut vor. Aber werden wir auch Alles sogleich bey der Hand haben, was zur Vorstellung dieser Handlung nöthig ist? Zum Beyspiel: den Kürbiskopf —

Adolph. Allerdings ist Alles dazu bey der Hand, das Betttuch und der Kürbiskopf. Was würde das für ein Schauspieldirector seyn, der nicht seine Garderobe bey sich hätte. Oder denket ihr, ich würde es machen, wie die kleinen Komödianten jüngst in Zwenkau, *) die bey den Bürgern in dem

*) Ein kleines Städtchen, zwey kleine Meilen von Leipzig aus.

Städtchen die Kleider zu ihren Komedien borgen mußten?

(Er holt den ausgehöhlten Kürbis aus einer Commode hervor, und zeigt, wie er ihn so gut ausgeschnitten habe, daß er ziemlich natürlich einen Todtenkopf vorstellen könne. Auch bringt er das Bett-Tuch herbey.)

Sophie (lacht überlaut) Nun das muß einen Spaß geben! Ich kann es kaum erwarten, bis die Rollen vertheilt sind. Laß sehen, wer von uns dazu nöthig seyn wird. Erstlich: der Vater; dann seine zwey Söhne; dann die beyden Muhmen. — Das wären ja erst fünf Personen? Und wir sind doch ihrer sechs?

Hannchen. Eins von uns Mädchen wird zurückbleiben müssen; denn es sind nur zwey Frauenzimmer dabey, und wir sind ihrer drey —

Emilie. Das ist wirklich wahr. Bey den Knaben trifft es pünktlich zu. Doch läßt sich's von Adolphen kaum erwarten, daß er von den Mitspielenden eine Person mehr zu dieser Vorstellung genommen habe, als er brauchen kann.

Sophie. Sollte eine stumme Rolle dabey nöthig seyn, so würde ich mich wenigstens sehr weigern, sie anzunehmen.

Hannchen. Gewiß, ich würde mich nicht weniger dafür bedanken.

Adolph. Emilie behauptete, daß ich das zuvor überrechnet haben müsse. Und das ist auch geschehen. Hört also: Die Mutter hatte ihr Dienstmädchen mitgenommen, welches sie und ihre Töchter bedienen sollte, denn der Herr Amtmann, ihr Bruder, war seit einigen Jahren Wittwer.

Hannchen. O, das ist köstlich! Das Kammermädchen mache ich. Verlaßt euch darauf, ich will diese Rolle trefflich spielen.

Franz. Wie? das bezweifle ich sehr; denn die Kammermädchen sollen, wenigstens ihrer sehr Viele, etwas naseweis und schnippisch seyn — und (ironisch) wie könnte Hannchen das seyn?

Hannchen. Geh, geh, Freundchen, mit Deinen spöttischen Bemerkungen —

Franz. I, nicht doch! Du hörst ja, daß ich im Ernst spreche —

Hannchen. Nun, nun! Man müßte Dich nicht kennen.

Sophie. Wie aber, Hannchen, wenn ich eben so gern, als Du, das Kammermädchen spielen möchte?

Emilie. Und könnte ich nicht auch dasselbe wünschen? Doch ich will keinen Anspruch auf diese Rolle machen.

Sophie. Auch ich will sie meinem lieben Hannchen freywillig abtreten.

Adolph. Da wir schon auf dem halben Wege sind, die Rollen zu vertheilen, so sey mir es erlaubt, euch auf mancherley aufmerksam zu machen, worauf ein Jedes am vorzüglichsten zu sehen hat. Die Rolle des Vaters will ich behalten, sie wird bey der Vorstellung die unbedeutendste seyn. Seine zwey Söhne, der ältere Albert kommt Franzen, Theodor der jüngere aber fällt Leopolden zu. Der ältere macht den jüngern zu fürchten. Jener ist etwas, leicht-

fertig, voreilig, dünkt sich ein größerer Held zu seyn, als er wirklich ist. Der jüngere, Theodor, ist ein herzensguter Knabe, den man oft verkennt —

Hannchen. O, den Albert muß Franz machen, den kann keiner besser machen, als er.

Franz. Gewiß weil er etwas leichtfertig ist, sich mehr zutrauet, als er leisten kann? Da meynst Du denn —

Hannchen. Ja, ja; und so will ich mich durch diese meine Bemerkung bey Dir für Deine vorige gute Meynung gegen mich bestens abgefunden haben. Leopold wird seine Rolle nicht im Stich lassen, dafür stehe ich, sie ist ganz für seinen Charakter eingerichtet. Doch nun zu den übrigen, wir werden es unsern Zuschauern etwas zu lang machen. In der Komödie wird gepocht, wenn man gar zu lange zaudert, ehe man den Vorhang aufziehen läßt.

Adolph. Ich fahre fort: Die eine von Alberts und Theodors Muhmen,

Therese, ist eine gute empfindsame Seele, die schlechterdings nicht einwilligen will, daß Theodor zu fürchten gemacht werden soll. Sie macht Alberten Vorwürfe, und ist besorgt, daß Theodorn der Schreck schaden könne. Die andere aber Mariane hat große Lust, Alberts Plan ausführen zu helfen. Sie macht dergleichen Späßchen gern, und unterstützt sie, so bald man ihre Beyhülfe brauchen kann.

Sophie. Denkt von mir, was ihr wollet, ich bin wenigstens nicht viel besser, als Mariane. Habt ihr nichts dawider? so bitte ich mir diese Rolle aus. Theresens Rolle würde mir nicht vom Herzen gehen, das versichere ich euch unverhohlen, und weil ich nicht besser scheinen will, als ich bin, so würde ich gewiß die ganze Komödie verderben.

Emilie. Ich bin es zufrieden, wenn Du diese Rolle nimmst. Ich nehme Theresens Rolle gern über. —

Leopold. Adolph, dächte ich, hätte recht gut gesorgt. Ein jeder bekommt die

Rolle, die er gewiß am besten spielen kann. Findet ihr das nicht ebenfalls so?

Hannchen. Aber wenn Sophie — Mariane; Emilie, Therese heißt, so mag ich unter meinem Vornahmen ebenfalls nicht auftreten; ich will Röschen heißen —

Adolph. Das kann mir gleich seyn. Gut, das Kammermädchen soll Röschen heißen. Nun bitte ich, sich es nochmals zu wiederholen, was jeder von uns für einen Charakter vorstellen soll.

Franz. Ich, Albert, bin ein kleiner Schadenfroh, glaube mich beherzt, und bin doch im Grunde sehr furchtsam. Ich will mit einem Betttuche und einem ausgeschnittenen Kürbißkopfe meinen Bruder fürchten machen, er soll mich für ein Gespenst halten, und soll vor mir erschrecken. Was ich ihm zugedacht habe, widerfährt mir selbst, und ich werde lächerlich.

Leopold. Und ich Theodor, höre einen fürchterlichen Schrey, komme eilig ins Zimmer gelaufen, finde meinen Bruder todt, und in einem sonderbaren Auf-

zuge auf der Erde liegen. Und als er auch nicht ein Bißchen Leben zeigt, so eile ich schnell davon, hole den Vater, und wenn sich das Geschichtchen aufklärt, lache ich Bruder Alberten wacker aus.

Adolph. Leopold wird seine Rolle brav vorstellen. Ich höre schon, daß er gut gemerkt hat.

Emilie. Und ich, Therese will es nicht zugeben, daß dieses Spässchen gemacht werden soll. Meine Gründe werdet ihr hören, wenn wir das Spiel vorstellen —

Sophie. Und ich — mein Herzchen! werde Dich schon zu bereden wissen — und wie ich das anfangen werde, das wirst Du ebenfalls hören, wenn wir das Spiel vorstellen.

Hannchen. Ey, ihr habt es gut; ihr habt die halbe Arbeit, denn Adolph hat euch viel dienliche Winke gegeben. Aber ich? Wer hat denn mir etwas, wer hat mir nur ein einziges Wörtchen gesagt, was ich zu thun habe? Ich werde wol

hinter meiner Herrschaft, wie ihr Schatten herziehen müssen.

Adolph. Will Hannchen nur Acht geben, wenn ich unsere Vorstellung in Scenen abtheilen werde, so wird sie finden, daß sie nicht unthätig seyn darf, und daß auch sie, wenn sie sonst gut gelaunt ist, diese kleine Unterhaltung durch Witz und gute Einfälle, die jedoch ihrem Charakter als Dienstmädchen angemessen bleiben müssen, wird beleben können.

Hannchen. Nun so laß hören!

Adolph. Also der erste Auftritt beginnt.

Albert kommt mit seinen beyden Muhmen zur Thüre herein. Sie wollen sich nicht halten lassen, entschuldigen sich, daß sie heute zeitig zu Bette gehen müßten, weil sie morgen mit dem Onkel auf den Weinberg, und von da auf den Vogelheerd gehen sollten. Albert meynt, ein halbes Stündchen könnten sie ihm schon aufopfern. Dafür wolle er ihnen einen Spaß machen, worüber sie sich halbtodt

lachen sollten. Er erzählt ihnen seinen Einfall. Therese will durchaus nicht; Mariane aber ist gleich bey der Hand. Endlich wird Therese überredet. Sie versprechen in einer Viertheilstunde wieder zu kommen, und Theodorn mitzubringen, und Mariane verbürgt sich, daß ihr Theodor ohne Licht und im Dunkeln nachfolgen müsse, sie wolle alles schon so einleiten, daß Theodor nichts ahnen solle. Emilie bittet nochmals, den Spaß nicht zu weit zu treiben. Albert muß es ihr feyerlich versprechen. Beyde, Therese und Mariane, gehen ins Nebenzimmer ab. —

Zweyter Auftritt.

Albert ist allein. Er freut sich daß er Theodorn doch endlich ein Mal nach Herzens Lust täuschen könne. Er holt den Kürbiskopf und das Betttuch herbey, und macht schon Anstalt zu seiner Verkleidung. Er hört etwas kommen, und ist sehr ärgerlich, daß er gestört werden soll. Er beschließt sogleich, es möge, außer seinem Vater, hierher kommen, wer wolle; so würde er

ihn mit einem Schreck aus dem Zimmer treiben, daß er sich nicht lange erst besinnen solle. Albert sucht sich dann zu verbergen, damit er nicht sogleich entdeckt werden kann.

Dritter Auftritt.

Röschen tritt mit einem Lichte herein. Sie bemerkt, daß sie alles gern thue, nur gehe sie nicht gern über den langen Gang in dieses Zimmer, und doch müsse sie alle Abende hierher, weil ihre Frau nie eher zu Bette gehe, bis sie ganz genau überzeugt sey, daß weder Lichter noch Lampen, noch das Feuer auf dem Küchenheerde und in den Stubenöfen einigen Schaden anrichten könne. Sie äußert ihr Mißvergnügen über das alte Schloß, wo es, wie sie von dem Thorwärter gehört habe, bisweilen spuken solle. Sie bedauert, daß sie sich so weit herabgelassen und mit diesem Manne über diesen Punkt gesprochen habe: — Sie wisse zwar, daß es keine Gespenster gebe, und doch fürchte sie sich. Sie löscht zwey Lichter aus, die in dem Zimmer auf dem Tische stehen. Sie hält

ihr Licht in der Hand, setzt sich auf einen Stuhl, und vergleicht wie hübsch es in der Stadt bey ihr zu Hause, und wie häßlich es auf dem öden Schlosse sey. Sie rühmt zwar die gute Behandlung des Herrn Amtmanns, aber gegen seinen ältesten Sohn, Albert, hat sie Manches einzuwenden; z. B: daß er ein Schadenfroh sey, daß er Niemand ungeneckt lasse, daß sie ihn aber gewiß ein Mal anlaufen lassen wolle, wenn er es wieder wage, sie zum Stichblatte seiner beleidigenden Späßchen zu machen. Und indem sie über ihn diese Bemerkung macht, schleicht Albert auf den Zehen hinter ihrem Stuhl so leise hervor, daß sie ihn nicht bemerkt, und mit Einem einzigen Hauche hat er ihr das Licht ausgelöscht. Sie erschrickt, thut einen Schrey und entflieht. Noch will ich bemerken, daß Röschen so viel Lichter auslöschen muß, als im Zimmer brennen; nur das ihrige löscht sie nicht aus.

Hannchen. Gut! gut! Was werden die Zuschauer stutzen, wenn sie im Finstern sitzen sollen.

Adolph. Das hat nichts zu bedeuten. Daß alle Lichter ausgelöscht werden müssen, ist darum nöthig, weil sich sonst die folgenden Scenen sehr schlecht ausnehmen würden.

Hannchen. O sorge nicht. Meine Rolle gefällt mir nun. Ich will sie gewiß gut ausführen.

Vierter Auftritt.

Adolph. Albert verkleidet sich nun, nimmt das Betttuch um, und setzt den Kürbiß auf seinen Kopf. Der Spiegel im Zimmer muß hinter seinem Rücken hängen. Er geht immer einige Schritte rückwärts, will sich dann umdrehen, und indem er sich umdrehet, erschrickt er, thut einen gräßlichen Schrey, und fällt zur Erde.

Fünfter Auftritt.

Auf diesen Schrey eilt Theodor mit einem brennenden Lichte in das Zimmer. Er findet seinen Bruder in dem sonderbaren Anzuge auf der Erde liegen, scherzt anfangs über ihn; aber als dieser wie todt

da liegen bleibt, als kein Rütteln und kein Schütteln etwas vermag, eilt er erschrocken und sehr betrübt davon, und holt seinen Vater.

Sechster Auftritt.

Mariane, Therese, Theodor und der Vater kommen eiligst herzu. Emilie erzählt den ganzen Plan ausführlich, den Albert, um seinen Bruder zu erschrecken entworfen habe; sie löset das Räthsel von Alberts sonderbarem Anzuge. Nach und nach bringt der Vater Alberten wieder zu sich. Albert erzählt nun, was ihm begegnet sey und daß sich ihm ein zweytes Gespenst gezeigt habe. Endlich fällt es dem Vater bey, wie sich dieses habe zutragen können. — Da ich nun die Rolle des Vaters übernommen habe, so ist es nicht nöthig, etwas mehr von der Ausführung derselben anzuzeigen. Ich will nur bemerken, daß nachdem der Vater Alberten überzeugt hat, wie es ganz natürlich zugegangen sey, daß dann Emilie, Therese wollte ich sagen, nach ihrem sanften Cha-

rakter, schonend und gut mit Alberten verfährt, Mariane ihm aber etwas muthwilliger begegnet, und über seine Herzhaftigkeit spottet. Röschen erzählt ebenfalls was ihr vor einer Stunde widerfahren sey. Auch dieses Räthsel entwickelt sich. Und Alle vereinen sich zu Alberts Urtheilsspruch, daß ihm Recht geschehen sey, weil er es gegen Andere nicht besser gemacht habe.

Hannchen. Nun ist alles deutlich. Aber eins habe ich doch noch zu erinnern. Warum erfahren wir nicht, was Alberten vermögen konnte, da er doch auf seine Rolle so gefaßt war, mit Einem Male so heftig zu erschrecken und auf den Boden niederzustürzen.

Adolph. Um euch, die Spielenden, ebenfalls zu überraschen, habe ich dieses mit Fleiß nicht erzählen mögen. Ihr werdet es bey der Vorstellung selbst erfahren, und ich vermuthe, daß durch diesen kleinen erlaubten Kunstgriff euer Spiel viel lebhafter werden muß, als wenn ihr es vor-

aus wüßtet. — Laßt nun sehen, ob ihr den Gang unserer Vorstellung, und wie die Auftritte auf einander folgen, genau gemerkt habt. Wir wollen alles nochmals wiederholen, damit dann keine Störung geschehe; denn ich fordere von meinen Schauspielern, daß sich unser Sprichwort so gut ausnehme, als sey es ein wirkliches Schauspiel.

(Sie wiederholen Alle sehr bestimmt, was sie zu thun haben, und bey welchen Auftritte sie erscheinen müssen. Adolph ist völlig mit ihnen zufrieden. Er bringt das Betttuch, den Kürbiß. Er zeigt, wie Franz den Kürbiß auf seinen Kopf stellen, und wie er sich in das Betttuch einwickeln müsse. Selbst wie er fallen müsse, daß er keinen Schaden nehmen könne, wird ihm gezeigt. Und wenn er sichs nicht getraue, mit Vorsicht fallen zu können, soll er lieber auf einen Stuhl sinken, das Betttuch auf der einen Seite herabfallen lassen, und mit der einen Hand den Kürbiß von seinem Kopfe herabnehmen und diesen in der Hand halten; welches ebenfalls ein drolliges Bild abge-

ben werde. Diese Bemerkung wird besonders von Emilien sehr wohl aufgenommen, weil sie fürchtet, Franz möchte zu hastig seyn, und dann könne er leicht Schaden nehmen; und wenn auch das nicht geschähe, so könnten doch Einige der Zuschauer erschrekken. Sie behauptet, ein gesellschaftliches Spiel zur Unterhaltung und Erheiterung müsse schlechterdings weder Unlust noch andere unangenehme Empfindungen verursachen. — Franz will aber lieber auf den Erdboden niedersinken, und verspricht, daß er weder Schaden nehmen wolle, noch daß jemand von den Zuschauern erschrecken solle. Aber Emilie bittet ihn, von seinem Vorsatze abzustehen, weil dann oft am allerersten etwas Widriges zustoße, wenn man sich am sichersten, und alles aus dem Wege geräumt zu haben, und so vorsichtig gewesen zu seyn, glaube, daß solch' ein Fall gar nicht zu befürchten seyn könne. Franz giebt endlich diesen Vorstellungen nach, und verspricht, daß er nicht zu Boden stürzen, sondern ganz gelassen auf einen Stuhl sinken, und keinen Schreck verursachen wolle.)

Adolph. Aus diesem Zimmer, wo wir uns so eben befinden, gehen Albert mit seinen Mühmchen in das Zimmer, wo sich die Zuschauer befinden und die Vorstellung geschehen soll. Daselbst ist noch eine Thüre, die wieder in ein anderes Zimmer führt. In diesem Zimmer hält Albert seine Maske verborgen. Und von diesem aus macht er Röschen zu fürchten, kleidet sich darin an —

Hannchen. Wenn nun aber dieses Zimmer zugeschlossen wäre? —

Adolph. Das ist es nicht. Ich habe meine Aeltern gebeten, uns dieses Zimmer zum heutigen Spiele zu überlassen. Sie haben kein Bedenken getragen; denn sie halten uns Alle für gesittete und ordentliche Kinder, und befürchten von keinem von uns, daß eins sich etwas erlauben werde, was ihnen unangenehm werden könne. Ich werde durch eine zweyte Thüre, die vom Saale in dieses Zimmer gehet, Alberts Anzug ganz unbemerkt in dieses Zimmer bringen. Doch still, jetzt fällt mir noch etwas ein: will man eine Komödie deutlich fassen, so muß

man einen Komödienzettel haben. Auch den müssen wir besorgen.

(Er setzt sich hin, und schreibt die Personen auf, die zu der Ausführung des Sprichworts gehören, und giebt diejenigen an, die die dazu nöthigen Rollen ausführen sollen. Er zeigt seinen Gesellschaftern diesen Zettel. Alle haben eine Freude darüber.)

Adolph. Und nun will ich hinaus gehen, diesen Zettel unsern Zuschauern vorlesen, und ihn zurücklassen, damit sie sich's vorher überlegen und darüber nachdenken können, was der Eine oder der Andere von uns vorstellen soll.

Hannchen. Aber es fehlt diesem Komödienzettel etwas —

Adolph. Meynst Du etwa den Titel? O, der muß wegbleiben.

Leopold. Das wäre mein Komödienzettel!

Adolph. So? Was hätten denn die Zuschauer dann noch zu errathen, wenn ihnen der Titel alles verrieth.

Leopold. Ach ja; da hast Du Recht.

Adolph. Indem ich nun den Komödienzettel übergebe, will ich zugleich anordnen, wie die Zuschauer sitzen müssen —

Hannchen. Und während Adolph dieses ordnet, werde ich meine Garderobe besorgen, woran denn der Herr Direktor vermuthlich nicht gedacht hat.

Adolph. (etwas unwilliger sich vor die Stirne schlagend) Ey, ey, Herr Director, Das haben sie vergessen können! (Sich besinnend) Doch es fällt mir bey, daß ich mir beynahe selbst unrecht gethan hätte. Meine Liebe! so wissen sie denn, daß sich der Director eines so angesehenen Theaters nicht mit solchen Kleinigkeiten befassen kann. Für die Kronen der Könige, den Stern und Ordensbänder wird er gern besorgt seyn, und Goldpapier und andres buntes Papier wird stets bereit liegen; aber das Mützchen, das Camisölchen für ein Dienstmädchen — das (mit komischer Würde) muß man sich selbst besorgen.

Hannchen. Da werde ich um Zulage meines Gehalts bitten müssen —

Adolph. (wieder mit komischer Würde, um sich ein Ansehen zu geben) Das wird sich zeigen. Jetzt will ich nur vor allen Dingen das Nöthigste besorgen. Zuerst will ich Alberts Anzug in jenes Zimmer bringen. (Zu Franz) Du hast doch die Thüre bemerkt, daß du nicht etwa zu einer andern hinein gehst?

Franz. (ihn nicht ausreden lassend) Darum laß dir nicht Leid seyn; ich werde meine Sachen schon machen. Jene Thüre habe ich wenigstens schon bemerkt.

Hannchen. (zu Adolph) Mein Herr Director, Hannchen empfiehlt sich ihnen, und wird bald die Ehre haben, als Röschen zurückkommen.

(Während Albert und Hannchen aus dem Zimmer gehen, studieren die übrigen ihre Rollen.)

Ludwig. (klopft an die Thüre des Zimmers worin Franz, Leopold und die übrigen Zuschauer sich aufhalten.) Nun meine Herrn und Damen! wollen sie nicht bald erscheinen? Die Neugierde drückt uns fast das Herz ab. Es kommt uns beynahe vor, als wären sie

eingeschlafen. Man hört kein Wörtchen laut sprechen.

Friederike. (ihn von der Thüre hinwegführend) I, pfuy doch, Ludwig! Wer wird so seyn! Die neue Einrichtung des Spiels kann seine Schwierigkeiten haben. Und weißt du nicht: was lange wird, wird gut?

(Adolph ist wieder zurückgekommen; bald darauf stellt sich auch Hannchen als Dienstmädchen ein. Alle fangen überlaut an zu lachen, denn Hannchen hat sich ein Tellermützchen aufgesetzt nach Art der Dienstmädchen, die etwas galant gehen; hat ein Corsettchen angezogen, das ihr ziemlich nett paßt.)

Ludwig. Was die nur haben mögen! Hört, wie sie Alle überlaut lachen und schreyen! Das muß ich wegkriegen, was es ist.

Friederike. Es muß wirklich etwas Lustiges seyn, denn sie würden nicht Alle überlaut lachen —

Julchen. Besonders, da es ihnen vorher gesagt seyn mag; und was man

vorher weiß, darüber lacht man doch gemeiniglich weniger, als wenn man überrascht wird.

Karl. Drum dächt' ich, wir erwarteten es, und ließen uns überraschen, weil aller Spaß, womit man überraschen will, äußerst viel verliert, sobald man etwas davon weiß, und wenn es noch so wenig wäre.

Ludwig. Ich kann mich nicht länger halten! Das Gelächter wird immer größer und stärker.

(Er schleicht zur Thüre hin, um zu horchen. Sobald er an der Thüre stehet, hört das Gelächter auf. Die übrigen lachen Ludwigen aus.)

Friederike. Ey, ey, ich bedaure. Du kamst ein wenig zu spät.

Julchen. Ziehe also nur unverrichteter Weise wieder ab.

Ludwig. Zur Zeit lausche ich noch ein wenig. Sie werden gewiß bald Alle wieder anfangen zu lachen, denn ich höre Leopolden schon gickern —

Wilhelm. Nun wenn der lacht, so muß es wirklich ein wenig arg hergehen —

Ludwig. Da hast du recht; er steht immer so ernsthaft, wie eine Nachtmütze —

Julchen. O, über deine gemeine und unartige Vergleichung!

Ludwig. (sein Ohr fester an die Thüre haltend, dann zu Julchen:) Bst! bst! Davon alsdann — jetzt geht's wieder los.

(Und kaum hat er ausgesprochen, so öffnet Adolph die Thüre schnell, und schlägt Ludwigen, dem das unvermuthet kam, an die Nase.)

Ludwig. (sich die Nase haltend.) O weh! (zu Adolph) Pfuy! Das war nicht hübsch von dir —

Adolph. (scherzhaft) Wie, mein Herr, sie haben ihre Nase verloren? J, sehen sie doch, dort liegt sie!

(Alle lachen laut.)

Friederike. Das haben wir nun davon, daß wir länger aufgehalten werden. Die Zeit wird verstreichen, und ich werde fortmüssen, ohne etwas gesehen oder gehört zu haben.

Adolph. Nein; sogleich wird der Anfang mit unserm Schauspiele gemacht

werden. Ich will nur bitten, sich ein wenig wieder zu sammeln, weil, wenn die Worte des Vorredners verhört werden sollten, das ganze Spiel seine Wirkung verlieren würde. Darf ich hoffen, daß meine Bitte erfüllt werden soll?

Karl. Allerdings!

Adolph. Nur noch eine Minute Geduld, und wir werden die Erwartung der Gesellschaft nicht länger hinhalten, wenn wir sie auch nicht befriedigen sollten.

(Er verneigt sich, und geht ins Seitenzimmer zurück.)

Wilhelm. Adolph hat seine Sachen gut gemacht —

Ludwig. Nur an meiner Nase nicht —

Julchen. Wie die Arbeit, so der Lohn.

(Die Thüre öffnet sich. Adolph tritt mit Anstand hervor und verneigt sich nach der Art der Schauspieler, wenn sie einen Prolog halten.)

Adolph. Sie verzeihen, meine Herrn und Damen, daß ich ihnen zuvor, ehe unser kleines Schauspiel seinen Anfang nehmen kann, einige Winke geben darf,

die ihnen nothwendig seyn werden, um uns zu verstehen. Die Handlung, die wir vorstellen, gehet auf einem von der Stadt entlegenen, alten Schlosse vor, das von dem Amtmanne Hellborn bewohnt wird. Den Amtmann vorzustellen, wird meine Wenigkeit die Ehre haben. Dieser Herr Amtmann hat zwey Söhne; den ältern, Albert, zwölf Jahre alt, wird Franz; den jüngern, Theodor, neun Jahre alt, wird Leopold vorstellen. Zwey Mühmchen von ihnen, die ihren Herrn Vetter besuchen, stellen Emilie die ältere, Therese, die jüngere aber, Mariane, Sophie vor. Sie haben Röschen, ein junges Dienstmädchen, mitgebracht; Hannchen wird die Ehre haben, sich in dieser Rolle zu zeigen. Weil aber ihrem Gedächtnisse die Personen wieder entfallen könnten, so bin ich so frey, ihnen unsern Komödienzettel zu überreichen. (Er giebt einen Zettel an die Frauenzimmer ab, und tritt dann auf seinen Platz zurück.) Gönnen sie unserm guten Willen ihre Nachsicht; ist es gleich kein gedruckter Komödienzettel, so giebt er ihnen doch hinläng-

liche Auskunft. Noch habe ich zu erinnern, daß diese Handlung sehr spät am Abend vorgeht. Um nun doch etwas für die Täuschung zu thun, so bitte ich die Vorhänge zusammenzuziehen, und besonders die Rollos herabzulassen.

Ludwig. Das will ich über mich nehmen. Ich will alles besorgen, daß es wie Abend aussehen soll, so gut das in einem Zimmer, wie dieses, am Tage vorgehen kann. Erlauben sie, daß ich nun wieder abtrete, und das Schauspiel anfangen lassen darf.

(Er verbeugt sich wieder; geht in das Nebenzimmer. Die Zuschauer klatschen ihm Beyfall und rufen ihm: „Bravo! Bravo!" zu.)

Lottchen. Adolph hat seine Sache allerliebst gemacht! (zu Julchen) Was meynst du?

Julchen. Allerdings bin auch ich recht sehr zufrieden mit ihm. Besonders ist der Einfall mit dem Komödienzettel gar nicht übel, man hat doch etwas, woran man sich halten kann.

Karl. Ich vermuthe, die kleine Vorstellung wird einen guten Zusammenhang haben —

Friederike. Das war sonst nicht immer der Fall, wenn wir Sprichwörter spielten.

Karl. Darum werden wir auch etwas aufmerksamer seyn müssen, wie gewöhnlich.

Ludwig. (der indeß die Rollos herabgelassen, die Vorhänge zugezogen und ein Licht in das Zimmer gebracht hat, thut dann als wenn er eine große Entdeckung gemacht hätte.) Ich wundere mich, daß ihr in dem Komödienzettel nichts bemerkt habt. Seht ihr denn nicht, daß ihm der Kopf fehlt? — Wahrhaftig, ich muß Adolphen dann fragen: wo sein Komödienzettel den Kopf gelassen hat.

Friederike. Ich stehe dir dafür, er wird dir die Antwort nicht schuldig bleiben.

(Die Thüre des Seitenzimmers geht auf. Die Vorstellung fängt an.)

Erster Auftritt.

(Albert kommt mit Marianen und Theresen zum Zimmer herein.)

Albert. Aber, liebe Mühmchen! thut mir den einzigen Gefallen, und bleibt nur ein Stündchen länger auf, ihr sollt sehen, was ich euch für Spaß machen will —

Therese. Wir sollen aber morgen früh um vier Uhr schon aufstehen —

Albert. Wer will denn das von euch?

Therese. Hast du es denn schon vergessen, was der Vetter heute bey dem Mittagsessen versprochen hat? Sollen wir nicht mit ihm auf den Weinberg gehen?

Albert. Ach ja! Du hast Recht. Beynahe hatte ich das vergessen. Aber was thut denn das? Jetzt ist's um neun. Wenn ihr von zehn bis früh um vier Uhr schlafet, so habt ihr sechs Stunden geschlafen, und das ist übergenug. Friedrich, der große König von Preußen, schlief nie länger, als drey oder vier Stunden —

Therese. Friedrich war ein Mann, und wir sind nur erst Mädchen von 11 und 12 Jahren.

Albert. Wer zu viel schläft, schadet seiner Gesundheit.

Therese. Deine Worte weichen von deinen Handlungen sehr ab. Denn so lange wir hier bey deinem Vater zum Besuche sind, hast du dich um zehn, oft schon um neun Uhr niedergelegt, und es hatte Noth, daß man dich früh um sieben Uhr aus den Federn herauskriegen konnte. Wirst du das leugnen können? —

Albert. Es kommt alles auf Zeit und Umstände an. Ich schlafe meine sieben, acht Stunden hinter einander weg, daß es eine Herzenslust ist; ich schlafe aber auch nur zwey Stunden, wenn es seyn muß, und ich bin dann munterer, als ein Fisch im Wasser.

Mariane. Ihr streitet euch da, und man weiß noch nicht warum? Laß doch erst hören, was du vor hast, daß wir noch nicht zu Bette gehen sollen. Wäre es der

Mühe werth, so würden wir dieses Stündchen gern aufopfern.

Albert. Das war doch noch ein Vorschlag zur Güte. Ich bin überzeugt, mein drolliger Einfall wird euch behagen.

Therese. So?

Albert. Es gehört nur einigermaassen etwas Herz und Muth dazu? Habt ihr Herz?

Mariane. Die Antwort wird von selbst kommen, wenn wir nur erst überzeugt sind, daß dein Einfall unsers Beyfalls werth sey.

Albert. Ich will meinem Bruder Theodor einen kleinen Streich spielen —

Therese. Und was gehet uns das an? Und hast Du denn ein Recht dazu?

Albert. Und das allerdings. Theodor ist ein furchtsamer Hase; ich will ihn ein wenig ängstigen, damit er klug und gewitzigt werde.

Therese. Durch diesen unnützen Einfall verräthst du dich immer wieder

aufs neue. Du kannst doch selten ein Vergnügen haben, ohne Jemanden dabey wehe zu thun.

Albert. Du lieber Himmel, ist denn das etwas Böses, wenn man einen furchtsamen Hasen ein wenig ängstiget, um ihn beherzter und muthiger zu machen? Mein Einfall wird uns viel zu lachen machen, und am Ende wird er selbst mitlachen.

Therese. Das ist nicht ausgemacht. Der Schrecken hat oft schlimme Folgen.

Mariane. Ja, ja, das ist wahr. Man hat mir schon manches Geschichtchen davon erzählt. Und ob ich gleich weiß, daß ich nicht furchtsam bin, so wünschte ich doch nicht, daß man mich zur Nachtzeit erschrecken möge.

Albert. Ihr seyd doch wahre Kinder! Da lobe ich mich! Ich kann lachen, wenn mich etwas, sey's bey Tage oder bey der Nacht, erschrecken will.

Mariane. Im Ernste?

Albert. In allem Ernste. Doch wozu das Geschwätz! Ich frage euch noch.

mals: wollt ihr an meinem lustigen Einfalle Theil nehmen oder nicht?

Mariane. Ich leugne es gar nicht, daß ich überall recht gern dabey bin, wo es spaßhaft hergehet, und wo es etwas zu lachen giebt. (Zu Theresen) Schwesterchen, ich dächte doch, wir höreten ihn an, und im Falle, daß uns sein Spaß angenehm seyn könnte, so verdürben wir ihm diesen nicht, und blieben ein Stündchen länger auf.

Therese. Ich bin nun gar keine Freundin davon, weil dergleichen Späßchen nicht immer zum Besten ablaufen.

Mariane. Anhören können wir ihn doch?

Therese. Ja; anhören können, anhören wollen wir ihn —

Albert. Endlich. Hättet ihr euch nicht bald besonnen, wahrhaftig, ich hätte es euch dann nicht gesagt, und wenn ihr mir güldene Berge versprochen hättet. So hört denn! Daß Theodor furchtsam ist, das wisset ihr schon. Denkt nur! Er glaubt

noch an Gespenster. Er hat deshalb vom Vater manchen Verweis bekommen, da es ihm deutlich genug gemacht worden ist, daß es keine wirklichen Gespenster giebt, und daß alle die Gespenster, wovon wir hören, einzig und allein in der Einbildungskraft der Menschen anzutreffen sind. Da setzt er sich aber immer zu dem alten Hausvoigt, der erzählt ihm denn dergleichen einfältige Geschichten, und dem glaubt er mehr, als seinem Vater und unserm Lehrer. Ich habe daher den Einfall, ihn von seinen abergläubischen Fratzen abzubringen. Ich will mich als ein Gespenst verkleiden. Seht! (indem er in das Nebenzimmer gehet, gleich wieder zurückkommt, und einen ausgehöhlten Kürbiß herausbringt.) Seht, da habe ich einen Kürbiß ausgehöhlt. Betrachtet ihn ein Mal, stellt er nicht einen Todtenkopf recht natürlich vor? In diesen ausgehöhlten Kürbiß stelle ich ein kleines Licht. Der Schein von dem Lichte macht den Anblick noch schauderhafter. Ich stelle diesen auf meinen Kopf, wickle mich in ein großes Betttuch ein, und so erscheine ich. Ihr

bringt Theodorn in dieses Zimmer. Mein Anblick wird ihn in keine geringe Verlegenheit setzen; ihr aber werdet euch halb todt lachen müssen, dafür stehe ich euch.

Mariane. Eigentlich geschieht Theodorn recht, wenn er ein wenig für seine Großsprecherey geängstiget wird: denn, bedenke nur! gestern will er mir weiß machen, daß er, wenn es seyn müsse, Nachts zwölf Uhr über den Kirchhof gehen wolle—

Therese. (zu Albert) Du versprichst mir's aber doch, daß Du es nicht zu bunt machen willst? Ich würde mir es zum großen Vorwurf machen, sollte ihm der Schreck schädlich seyn, weil ich dazu behülflich gewesen wäre.

Albert. Ich versichere euch auf mein Ehrenwort, daß ihm weiter nichts zu Leide geschehen soll. Ihr seyd ja selbst dabey gegenwärtig. Merken wir, daß ihn diese Ueberraschung zu sehr ergreift, so werfe ich den Kürbiß und das Betttuch weg, stehe vor ihm, wie ich bin, und er wird über sich lachen müssen. Da ihn auch Mariane

für einen Windbeutel erklärt, so kann ihm diese Strafe nicht schaden.

Therese. Könnten wir ihn aber nicht auf eine glimpflichere Art zu überzeugen suchen? müssen wir ihn denn erschrecken, und ihn noch obendrein dabey lächerlich machen?

Albert. Liebes Herzensmühmchen, dem ist auf keinen Fall anders zu helfen; dafür stehe ich dir. Ach, was er schreyen, und wie schnell er davon laufen wird, wenn ich ihm zu Gesichte komme — davon könnet ihr euch keine Idee machen.

Therese. Wenn er aber vor Schreck niedersänke, und er das böse Wesen bekäme oder wol gar auf der Stelle liegen bliebe.

Albert. Das wird auf keinen Fall geschehen; das verspreche ich dir.

Mariane. Schwester, du mußt uns durch deine Grillen den Spaß nicht verderben. Alberts Absicht ist so gut dabey.

Therese. Ich glaube, er thut es mehr aus Schadenfreude. Albert, wie

würde es dir gefallen, wenn man dir, ohne daß du nur das mindeste davon ahnen könntest, einen ähnlichen Streich spielen wollte?

Albert. Der müßte früh aufstehen, wer mich fürchten machen wollte. Ich versichre dir, möchte mir erscheinen, wer und was da wollte, ich ging darauf los, und es sollte sich wundern, wie ich mit ihm herumspringen wollte. Mir, mir könnte man eben so etwas weiß machen wollen! Ich, ich wäre wol der, der an solchen abergläubischen Frazzen hängen könnte.

Therese. Du, du! Daß du nur nicht am Ende eben so furchtsam bist, als Theodor.

Albert. Stelle mich auf die Probe.

Mariane. Kinder, was ihr thun wollet, das thut nun bald. Die Zeit vergehet, und ich fange an schläfrig zu werden. Therese, dauert dich Theodor zu sehr, gut, so will ich allein Alberts guten Einfall ausführen helfen.

Albert. Ja, dann geht Therese zu Theodor, und verräth ihm die ganze Karte. —

Therese. Albert, um dir zu zeigen, daß ich dich lieb habe, so will ich dir nicht zuwider seyn. Aber das sage ich dir, ich würde dich hassen, wenn dieser Spaß Theodors Gesundheit gefährlich werden könnte. Nun sage, was wir bey der Ausführung deines Einfalls zu thun haben.

Albert. Ihr gehet jetzt, sucht Theodorn auf. Wenn ich mit dieser Klingel (er zeigt ihnen die Klingel) schelle, sie schallt durch das ganze Schloß, dann bittet ihr Theodorn, euch eins von den Gemälden zu erklären, die in dieser Stube hängen. Er wird es euch nicht abschlagen, ihr kommt dann, habt ein Licht, das ihr aber, sobald ihr in die Stube getreten seyd, auslöschen müßt. Ich werde dann aus diesem Nebenzimmer kommen, — und das übrige wird sich von selbst geben. Ich will euch nicht alles verrathen, damit auch euch meine Ueberraschung einiges Vergnügen mache.

Therese. Gut, wir gehen; wir wollen das thun, was du haben willst; aber Wort ist Wort: ich könnte dich nicht mehr lieb haben, wenn du es übertreiben würdest.

Mariane. Ich will genau lauschen, daß ich die Klingel nicht verhöre. Das Licht will ich mit aller Manier auslöschen, als geschäh es von ungefähr. Wie will ich den kleinen furchtsamen Mann auslachen, der mir gestern weiß machen wollte, wie beherzt er sey. Adieu Vetter Albert, mache deine Sache gescheut.

Therese. Darum bitte ich dich ebenfalls.

(Sie gehen Beyde ab.)

Zweyter Auftritt.

Albert (allein.)

Gut, jetzt wäre ich allein. Nun in der geschwindesten Geschwindigkeit den Kürbis-Kopf geholt. Nase, Mund und Augen hat er schon, ich darf nur ein Wachs-

licht hineinstecken, so bin ich mit ihm fertig. Dann wird das Bett-Tuch umgenommen, der Kürbis aufgesetzt, und in dieser Gestalt warte ichs dann ab, bis Theodor durch den Saal gehen wird. Was der für Grimassen machen wird! (Er fährt etwas erschrocken zurück) Aber, was war das für ein Geräusch da hinter den Tapeten? Ich fürchte mich doch nicht gar am Ende selbst? (Er horcht aufmerksamer) Still! Jetzt habe ich es weg. Es kommt Jemand. Husch! Albert in das Seitenzimmer. Sey es, wer es sey. Bleibt es in der Stube, so muß ich es zu fürchten machen, damit es über Hals und Kopf wieder davon laufe, denn verweilte es, so hätte der ganze Spas ein Ende. (Er entfernt sich in das Seitenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Röschen (tritt zur Thüre herein, hat ein Licht in der Hand, seufzt und setzt sich auf einen Stuhl.)

Sage mir eins, was es will; etwas Elenderes kanns doch unmöglich auf der

Welt geben, als das Landleben. Wir sind nur erst drey Tage hier, und diese drey Tage sind mir länger, als eine Ewigkeit geworden. Da sieht man nichts, als Enten, Hüner, Gänse. Und die hiesigen Pferde — nun das muß ich sagen, das sind traurige, sehr traurige Thiere. Vor dem Pflug mögen sie gut genug, vielleicht auch wol besser seyn, als hundert andere solches Gelichters; aber vor einer Staatskutsche möchte ich sie sehen, wie sie sich dabey ausnehmen würden. Möchten indeß die Pferde auch seyn, wie sie wollten, wenn es nur artigere, galantere Menschen hier gäbe! Der Jäger sieht aus, wie Bruder Bauer, und der Bediente macht ebenfalls keine viel bessere Figur. Kommt nun der wilde Albert noch ins Spiel, da ists vollends nicht zum Aushalten. Da lobe ich mir Theodorn. —

Vierter Auftritt.

Albert (hat während dieses Selbstgesprächs Hannchen behorcht. In ein Bett-Tuch gewickelt, schleicht

er sich auf den Zehen in Hannchens Nähe, und löscht unbemerkt und schnell ihr das Licht aus.)

Röschen. Ha, was war das? (Sie entflieht.)

Albert. Dem Biere waren die rechten Hefen gegeben! Die wird gewiß nun so geschwind nicht wieder auf das Landleben schimpfen, und ich werde vermuthlich auch vor ihren Bemerkungen sicher seyn. — Mit diesem Spaße ist mir wieder ein Theil der Zeit verlohren gegangen. Sollten Marie und Therese es nicht erwarten können, sollten sie früher kommen und träfen mich da noch so schlecht vorbereitet an, was gilts, nicht Theodorn, nein mich würden sie zum Gegenstande ihres Gelächters machen. Also keinen Augenblick länger versäumt! (Er nimmt das Bett-Tuch, schlägt es um den Kürbiskopf, setzt ihn auf, nimmt sich wohl in Acht, daß dieser nicht herabstürzen kann, wickelt das Bett-Tuch um das Gesicht bis auf eine kleine Oeffnung, woraus er die Gegenstände um sich her entdecken kann, damit er nicht anstoße. Er schreitet einige Schritte, den Spiegel des Zimmers hinter seinem Rücken, pathe-

tlich hin und her.) Nun, wenn ich nicht wie ein Gespenst aussehe, so weiß ich wirklich nicht, wie eins aussehen soll. Doch das Licht hier auf dem Tische muß ich auslöschen. Ist es nicht überall stockfinster, so ist der ganze Versuch vergebens. (Er löscht das Licht aus, drehet sich um, und wird ein Gespenst gewahr, das sein leibhaftes Ebenbild ist.) Mein Gott! was sehe ich! Hülfe! Hülfe! (Er sinkt langsam zu Boden.) *)

Fünfter Auftritt.

Theodor (eilt mit einem brennenden Lichte zur Stube hinein.)

Was war das? (Er leuchtet umher und sieht seinen Bruder auf der Erde liegen) Gott im Himmel, das ist mein Bruder Albert. (Er

*) Der kleine Schauspieler wird das Sinken sehr behutsam machen, und nur nach und nach zusammen sinken müssen, damit er keinen Schaden nehme; auch wird er den Kürbiskopf gut halten und ihn nur nach und nach fallen lassen müssen, damit kein Schreck verursacht werde und der Kürbis nicht etwa unter die Zuschauer falle.

rüttelt und schüttelt ihn) Albert! Albert! Sage, was ist mit dir vorgegangen?

Sechster Auftritt.

Mariane und Therese (eilen ebenfalls auf Theodors Klagen herbey.)

Mariane. Was ist vorgefallen?

Therese. Das ist ja Albert!

Theodor. Kinderchen, habt die Güte und bleibt ein wenig hier. Albert darf nicht allein gelassen werden! Ich hole den Vater — (ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

Therese. Nun, das muß ich sagen, ich kann nicht begreifen, wie das zugegangen seyn muß. (Rüttelt Alberten) Vetterchen! Vetterchen! Ist es Wahrheit oder ist es Verstellung von dir? Rede, und reisse uns aus unserer Verlegenheit.

Mariane. Kein Wörtchen! — Ach,

siehe, da liegt das beliebte Bett-Tuch, dort der Kürbis! Sein Spas hat gewiß ein schlechtes Ende genommen. Ja, ja, wer andern Gruben gräbt, lieber Vetter Albert, der fällt öfter selbst hinein.

Therese. Was nun zu thun, wenn der Onkel kommt. Ich dächte, wir sagten ihm, was wir von Alberts Plänchen wissen. Vielleicht gibt das dem guten Onkel irgend eine Auskunft, daß er Mittel zu Alberts Wiedergenesung anwenden kann; denn der Knabe ist wirklich dem Tode nahe, wenn er nicht schon todt ist.

Achter Auftritt.

Alberts Vater. Eduard. Röschen. Ein Bedienter. Die Vorigen.

Alberts Vater (macht einige Versuche mit Albert. Eduard, Röschen. Mariane, Therese und der Bediente stehen in einem Halbzirkel um ihn her.) Mag ich auch rütteln und schütteln, wie ich will, der Knabe bleibt gefühllos. Helft mir, ihn in die Höhe richten. (Sie richten ihn auf und setzen ihn in einen Lehnstuhl.)

Theodor. Vater! er schlägt die Augen wieder auf.

Therese. Onkel, ich will etwas zu riechen holen, vielleicht hilft das —

Vater. Gut, Mühmchen! Bringe das erste das Beste; etwas Weinessig in einer Tasse dürfte schon ein gutes Mittel seyn.

Theodor. Vater, wie blaß Albert ist! Er wird doch nicht sterben?

Vater. Das wollen wir nicht fürchten. Ich ahne aus den Narrenspossen hier abermals wieder einen von Alberts unbesonnenen Streichen —

Mariane. So viel ich weiß, hat er Theodorn fürchten machen wollen, — nur will mir es nicht in den Kopf, wie ihm dabey dieser Vorfall begegnen konnte.

Vater. Ich hoffe, daß es sich bald aufklären soll. Ah, da kommt Therese —

Neunter Auftritt.

Therese. Die Vorigen.

Therese. Hier ist Weinessig. Etwas andres ließ sich in der Angst nicht finden.

Vater. Gut, tausend gut. (Der Vater bestreicht Alberten die Schläfe, hält ihm den Essig unter die Nase. Nach einem Weilchen schlägt Albert seine Augen wieder auf.)

Albert. (mit bebenden Gliedern) Ach, mein Gott! wie ist mir? wo bin ich?

Theodor. Bey uns, bey dem guten Vater, bey mir — kennst du uns denn nicht?

Albert. Ach, Bruder, bist du es, bist du es wirklich?

Der Vater. Albert, wird dir besser?

Albert. Ach ich sehe nun wieder, fühle wieder, daß ich lebe —

Der Vater. Sage mir nur, was dir wiederfahren ist.

Albert. Ach, guter Vater, wenn sie es gesehen hätten! fast ist mirs, als sähe ich es noch.

Der Vater. Wir, wir alle sehen nichts; was könntest du sehen? —

Albert. Ach, wenn sie wüßten!

Theodor. So sprich doch ordentlich, daß man dir helfen kann.

Albert. Ach, das gräßliche Gespenst! o Affe!

Theodor. Bruder, wo hast du deine Gedanken! Was willst du mit dem Gespenst? Du schwärmst —

Albert. O, ich schwärme nicht. Ihr könnt mir glauben, mit meinen eigenen Augen habe ich das Gespenst leibhaftig gesehen.

Der Vater. So sage doch nur und erzähle bestimmt, was du und wo du es gesehen hast.

Albert. Ach, meine Leichtfertigkeit ist sehr hart bestraft worden! Es war ein großer Kürbis, worein ich ein Licht gesteckt hatte, mit diesem Kopfe ging ich herum — hier im Saale —

Der Vater. Ich verstehe dich nicht. Sage nur, was du faselst?

Albert. Ach, ich fasele nicht. Als ich so mit dem Kürbis auf meinem Kopfe in dem Saal umher gehen wollte, freilich hatte ich mir einen Spas mit Bruder Theodor vornehmen wollen, ach, da stand mit Einem Male ein abscheuliches Gespenst vor mir.

Der Vater. Wie? hier? hier im Saale?

Albert. Ja, hier im Saale; dort, dort stand es (indem er auf die Gegend zeigt, wo der Spiegel hängt.)

Der Vater. Hätt' es dagestanden, so stände es auch vielleicht jetzt noch da. So sehe ich aber nichts, als den Spiegel!

Mariane. Ach, lieber Onkel, mir gehet ein Licht auf. Albert hat sich vermuthlich im Spiegel gesehen, und der Held, der andere zu fürchten machen wollte, hat sich endlich wol gar vor sich selbst gefürchtet.

Der Vater. Mariane, du hast Recht, ganz sicher ist es so gewesen.

Röschen. Vermuthlich war er es auch, der mir hinter dem Rücken das Licht auslöschte. Was ich erschrack, das kann sich kein Mensch vorstellen! Ich lief, als wenn mir der Kopf brennte.

Mariane. Ey, ey! wer hätte das von Albert denken sollen, der immer den Muthigen spielt, der so oft gesagt hat, daß ihn nichts erschrecken kann.

Albert. Ihr habt gut scherzen — Ihr könnet denken, was ihr wollt, ich weiß, was ich gesehen habe.

Mariane. Vetterchen, nun wärst du wirklich werth, daß wir dich auslachten. Du glaubst also nicht, daß du dich im Spiegel gesehen hast? glaubst, daß es ein Gespenst war, das sich dir gegen über stellte?

Albert. Wie anders?

Mariane. Nun so laß uns hören, wie das Gespenst ausgesehen hat.

Albert. Das Gespenst war eine lange, lange schneeweiße Gestalt —

Mariane. Und du hingegen hattest ein Bett-Tuch umgenommen, nicht wahr? Wenigstens sagtest du, daß du es thun wolltest.

Albert. Nun ja, ich hatte das Bett-Tuch wirklich auch schon umgenommen.

Mariane. Und wie weiter?

Albert. Das Gespenst hatte einen Kopf, der wie ein natürlicher Todtenkopf aussah —

Mariane. Und du hattest den ausgehöhlten Kürbis auf deinem Kopfe, worein du das Licht gesteckt hattest?

Albert. Ja. Aber was für ein Unterschied zwischen einem Todtenkopfe und einem ausgehöhlten Kürbis?

Therese. Aber hast du, liebes Vetterchen, die Beschreibung schon wieder vergessen, die du uns kaum vor einer halben Stunde noch machtest? Sagtest du nicht,

ich erinnere mich jedes Wortes: Seht, da habe ich einen Kürbis ausgehöhlt. Sagt, sieht er nicht natürlich wie ein Todtenkopf aus? Der Schein des Lichts, das ich hineinstecke, wird den Anblick noch schauderhafter machen." Ich glaube also immer, daß du vor dir selbst erschrocken seyn magst.

Mariane. Wir müssen diesen ungläubigen Thomas noch besser und genauer überführen. Wie, wenn wir ihn noch ein Mal mit seinem Gespensterornate bekleideten, ihn dann dem Spiegel gegen über stellten, — und dann seine Meynung über sich hörten —

Therese. Aber du machst es auch mit dem armen Albert gar zu arg!

Der Vater. Nein! Ich lobe Marianens Einfall. Auf eine andere Art möchte Albert wol schwerlich von seinem Hirngespinste zu heilen seyn.

Albert. Gut, Mariane, ich will dir deinen Willen thun; aber hundert gegen eins gewettet, du hast dich geirrt.

Mariane. Ah, Albert wettet schon wieder! Sterben wird er also vor der Hand wol nicht. Komm Vetterchen! (Sie hebt das Bett-Tuch und den Kürbiskopf auf. Jenes gibt sie Alberten um, in diesem aber zündet sie das Wachslicht wieder an, das verloschen ist, und dann setzt sie ihm den Kürbis auf, führt ihn dem Spiegel gegen über, indeß Theodor die zwey brennenden Lichter auslöscht.)

Der Vater. Und nun? Ist deine Gestalt derjenigen nicht ähnlich, die du vorhin gesehen hast?

Albert. Wirklich! Wer hätte das aber denken sollen?

Der Vater. Der hätte das am allerersten denken können, der sich muthvoller als andere glaubte, und der seine Leichtfertigkeit so weit treiben konnte, seinen weit beherzteren Bruder fürchten machen zu wollen.

Albert. O, ich einfältiger Mensch, wo muß ich meine Augen und meinen Verstand gehabt haben?

Therese. Und nun wirst du ausgelacht, statt daß du Theodorn lächerlich machen wolltest. Es stünde dahin, ob Theodor sich nicht besser und muthiger benommen haben würde, als du. (Ihm ins Ohr) Willst du etwa bald wieder ein ähnliches Plänchen ausführen, so führe es entweder besser aus, oder mache uns wenigstens nicht zu den Theilnehmern desselben.

Theodor. Bruder, ich habe dich so lieb! so lieb! Es gefällt mir nichts, wenn ich es nicht mit dir theilen kann, und doch — doch — konntest du es über das Herz bringen, mich zum Besten haben zu wollen?

Therese (tritt zu den Zuschauern vor) Hm! da schwebt mir ein Sprichwort vor meinen Gedanken, das man dem Helden unsers kleinen Schauspiels zurufen könnte, und doch kann ich mich nicht darauf besinnen: Fiel es wol einem oder dem andern unter unsern lieben Zuschauern ein, ehe ich mich dessen erinnerte, so bitte ich Sie hiermit um Ihre gefällige Mittheilung.

Alle Zuschauer (klatschen und rufen:) Bravo! Bravo!

Therese (verneigt sich. Nach einer Pause:) Und immer kann ich mich noch nicht besinnen! Daß mir doch ein so bekanntes Sprichwort nicht einfallen will!

Julchen. Dazu wollen wir Rath schaffen. „Wer andern Gruben gräbt, fällt oft selbst hinein" würde dieser Titel für dieses kleine Schauspiel passend seyn?

Karl. Oder: „Wie die That, so der Lohn" Was meynt ihr?

Therese (verneigt sich wieder) Richtig! richtig! Das erstere war unser Sprichwort; das letztre sagt fast dasselbe.

Karl. Wir danken euch für das uns gemachte Vergnügen. Ihr habt eure Rollen sämmtlich recht gut gespielt.

Wilhelm. Aber nun werden wir auch etwas vorstellen sollen, und da wirds schlecht genug aussehen.

Ludwig. Da hast du uns eben nicht das artigste Kompliment gemacht. Als

wenn unser einer nicht auch ein Bißchen Mutterwitz hätte! Wir bitten Freund Karln, daß er unser Anführer seyn möge; es thut dann jeder soviel, als er kann, und man wird mit uns zufrieden seyn.

Adolph. Brav, Ludwig!

Karl. Nun wenn ihr denn euer Vertrauen auf mich gesetzt habt, so will ich nicht entgegen seyn. Die Mitspielenden sind zum Wechsel: Julchen, Friedrike, Lottchen, Ludwig und Wilhelm. Ich bitte sie sämmtlich, mir in das Nebenzimmer zu folgen. (Sie stehen auf und gehen in das Nebenzimmer.)

Ludwig (der noch ein Mal zurückkehrt) Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen, über ein Kleines aber so werdet ihr mich sehen, und wie, (pathetisch) wie werdet ihr mich sehen!

Alle lachen.

Albert. Wenn dirs nur nicht gehet wie mir mit dem Bett-Tuche und dem Kürbiskopfe —

Spiel[?]

Ludwig. Was? Sage, was willst du damit? Das paßt wie die Faust aufs Auge —

Albert. I nun — Freundchen! auch ich glaubte, wie leicht ich Bruder Theodorn fürchten machen wollte, und dann war es doch nichts damit; du weißt es ja, wie es ablief.

Ludwig. Ey! wie weit das hergeholt ist! Sage ichs doch: die Faust aufs Auge.

Theodor. Ich habe zwar ein gutes Zutrauen zu dir; daß dir es aber nur nicht gehe, wie dort in der Fabel mit dem Mäuschen und dem platzenden Berge.

Ludwig. Du und noch ein gewisser Jemand, ihr wißt doch immer nichts, als die Fabel von der Maus und dem Berge! Wartet's ab, und somit — Gott befohlen!

(Er gehet in das Nebenzimmer.)

Karl (zu den Mitspielenden des neuen Sprichworts, die um ihn herum stehen) Erst will ich euch mein Geschichtchen erzählen, woraus wir unsere kleine Komedie machen wollen; wenn ihr es gefaßt habt, dann wollen wir die Rollen austheilen, und dann die Auftritte ordnen, wie sie auf einander folgen sollen.

Lottchen. Adolph hat ganz Recht. Nur auf diese Weise läßt sich etwas ordentliches machen. Hat man erst einen festen Plan entworfen, dann wird die Ausführung gewiß noch um ein Mal so leicht.

Friedrike. Ueber nichts habe ich mich mehr gewundert, als daß jedes Wort zu der Rolle paßte, die unsre Vorgänger vorstellten, daß keins dem andern ins Wort fiel, und keins mehr sprach, als es sprechen sollte.

Karl. Liebes Fritzchen, man darf nur nicht eher zu sprechen anfangen, als der Andere ausgeredet hat, darf nur ganz getrost und bestimmt auf die geschehenen Fragen antworten und nicht schneller sprechen wollen, als man denken kann; darf sich nicht einbilden, daß man besser spre-

chen werde, als der Andere, der nicht nach unserm Sinne oder Geschmack sprach, und muß sich hüten, sich über ihn aufhalten oder gar Verweise geben zu wollen — dann geht es leicht —

Ludwig (sich in die Brust werfend zu Friedriken) Kurz! man muß die nähmlichen Regeln der guten Lebensart, wie bey jedem Gespräche in der Gesellschaft beobachten! (zu Karln) Habe ich nicht Recht?

(Die Uebrigen müssen über Ludwig lachen.)

Lottchen (zu Ludwig) Und wer es schon in seiner gewöhnlichen Gesellschaft nicht lassen kann, die Sprechenden zu stören und zu unterbrechen und über alles seine Anmerkungen zu machen, der wird es auch — bey unserer kleinen Komedie nicht lassen können. (Mit pathetischem Ton und Wesen wie Ludwig zuvor zu Karln) He! habe ich nicht Recht?

Ludwig. O du hast ganz Recht. Aber es ist gar lustig, wenn einer schreyt und vermahnet: Stolpre nicht, und wenn

er dann, ehe man sichs versieht, selbst auf der Nase daliegt.

Wilhelm. Wie ihr nur so seyn könnt! — Wie waret ihr vorhin Beyde so ungehalten, als die Gesellschaft etwas länger ausblieb, ihr Sprichwort vorzustellen, als ihr gewünscht hattet. Wie lange wirds dauern, ehe wir zu unserm Zwekke kommen!

Ludwig. Da hast du wieder Recht. Und nun Ruhe!

(Karl erzählt die Geschichte, die den Plan zur Vorstellung eines dramatischen Sprichworts hergeben soll. Sie werden unter einander über die Rollen einig; Karl vertheilt den Plan in Auftritte oder Scenen. Man wiederholt diese in der Ordnung — und Alle freuen sich über das drollige Stück, das sie mit Vergnügen aufzuführen versprechen.)

Julchen. Ich also bin Ludwigs Mama! (zu Ludwig) Höre mein Söhnchen, daß du dich ja recht artig aufführst und deine Sachen gut machst!

Ludwig (de- und wehmüthig) O ja, Mama! (in seinem natürlichen muntern Tone fortfahrend) Aber Karl, wo wirst du ein Schurzfell, den Knieriem und die Perücke hernehmen? Du mußt doch aussehen wie ein Schuster, die Perücke ist auch nothwendig —

Karl. Dafür soll sogleich gesorgt werden. — Gegenüber wohnt unser alter Schuhflicker. Er ist überzeugt, daß ich seine Sachen nicht verderben werde, auch hat er mir noch nie etwas abgeschlagen, ich habe ihn bitten mögen, warum ich wollte. Zum guten Glücke trägt er eine Perücke —

Ludwig (in die Hände vor Freude schlagend) O das ist prächtig! Aber nun brauchen wir auch eine Uhr, wo diese hernehmen?

Karl. Daß wir keine ordentliche gute Uhr brauchen können, verstehet sich von selbst.

Friedrike. J, da wäre wol so eine kleine bleyerne Nürnberger Uhr gut genug?

Karl. Allerdings!

Friedrike. Nun, da kann ich Rath schaffen. Die Mutter hat meinem kleinen Bruder Anton gestern eine solche Uhr gekauft — ich will sie holen. Aber Ludwig muß gut damit umgehen, ich würde sonst Verdruß haben —

Lottchen. Und Ludwig übertreibt bisweilen ein wenig und fällt dann in das Läppische —

Ludwig (mit komischem Ernst) Dies Mal wird er nicht übertreiben und nicht ins Läppische fallen.

Wilhelm. Da wäre ja nun für Alles gesorgt!

Karl. Jetzt will ich ebenfalls einen Komedienzettel schreiben.

Lottchen. Das ist Recht. Jene dürfen nichts voraus haben.

Karl. Bin ich damit fertig, so überreiche ich ihn unsern Zuschauern, die zum Glück geduldiger sind, als ich mir einbildete. Während daß sich diese nun mit dem

Zettel unterhalten, schleiche ich heimlich davon und hole meinen Anzug. Fritzchen gehet jetzt schon und holet die Uhr.

(Karl setzt sich an den Tisch und schreibt den Komedienzettel. Ehe er noch damit fertig wird, ist Friedrike schon wieder da.)

Ludwig. Schön! schön! Karl ist mit dem Komedienzettel fertig.

Lottchen. Laß doch hören, wie er klingt!

Ludwig. Aber leise, sehr leise muß Karl lesen, sonst hören die in der Nebenstube, was sie doch selbst lesen sollen.

Karl (liest leise) Mit freundschaftlicher Bewilligung —

Lottchen (unterbricht ihn) O das ist scharmant! das ist besser wie auf Adolphs Zettel. Da stand: mit gnädigster obrigkeitlicher Bewilligung.

Karl (liest weiter) Mit freundschaftlicher Bewilligung haben wir das Vergnügen vorzustellen: Der kleine Prahler, ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Ludwig. Wie? was? du hast ja einen Titel dazu gesetzt? Auf Adolphs Zettel stand kein Titel.

Wilhelm. Muß denn alles, wie bey Jenen seyn? würden sie nicht sagen, daß wir sie nachgeahmt hätten?

Friedrike. Ich bin Wilhelms Meynung.

Karl. Es wird gut seyn, wenn sie einen Titel finden. Unser Stück wird ihnen schneller verständlich dadurch werden, und dann einen bessern Eindruck machen. Das Sprichwort, das in unsrer Vorstellung verborgen liegt, müssen sie doch errathen.

Ludwig. Das ist wahr! Nun bin ich schon zufrieden.

Karl (liest) Personen. Madame Albert — Julchen. Ludwig — ihr Sohn —

Ludwig. Warum hast du mir nicht einen andern Namen gegeben?

Karl. Den sollst du bald haben,

wenn dir viel daran liegt. Du sollst George (Schorsch) heißen. — Nun muß ich aber den ganzen Zettel umschreiben.

Wilhelm. Das wird aufhalten.

Karl. Ich will bald fertig seyn.

Ludwig. Ich weiß wol, daß Schorsch (George) nichts anders als George heißt; jenes ist französisch, dieses deutsch; das französische klingt mir aber etwas lustiger und darum ist mir es lieber.

Karl. (Nachdem er den Zettel umgeschrieben hat, liest er weiter) Amalie und Anton George's (Schorschs) Gespielen. Lottchen und Wilhelm. Lieschen, Dienstmädchen der Madame Albert. — Friedrike. Meister Kneif, ein Schuhmacher. Karl. — Und nun will ich zu den Zuschauern hinaus, sonst pochen sie uns, ehe sie uns spielen sehen.

(Karl geht in die Nebenstube und stellt sich vor die Zuschauer, verneigt sich und spricht mit einem drolligen Wesen:)

Verehrungswürdiges Publikum! Sie

verzeihen bestens, daß ich sie mit der Eröffnung unsers Theaters ein wenig lang aufgehalten habe. Mit Recht können Sie verlangen, daß wir nun anfangen möchten; allein wir müssen ganz unterthänigst noch um eine kleine Geduld bitten, indem wir nicht allein, sondern vielmehr die furchtbare Witterung und der erbärmliche Weg, von welchem sie in allen Zeitungen werden gelesen haben, an diesem Verzuge Schuld sind. So eben werden sie etwas karren gehört haben, das waren zum großen Glücke unsere Frachtwagen, die noch zu guter Zeit ankamen, und welche unsere merkwürdige Sammlung von längst verstorbenen Kaisern und Königen, von allen noch lebenden Völkern des bereits schon entdeckten, auch von denen des noch nicht entdeckten Erdbodens, herbeyfahren; doch, um mich nicht mißzuverstehen — nicht in hoher Person etwa, sondern nur in einigen kleinen Kisten von Kleidern, wie sie sie ehemals getragen haben und auch nicht getragen haben können. Ob wir nun zwar gleich keine Helden und Staatsaction heute

aufführen können, so dürfen wir uns doch schmeicheln, daß Ihnen das von uns gewählte Stück nicht ganz mißfallen soll. Um sich jedoch, ehe sich die Thüre unsers Theaters öffnet, denn wir haben keinen Vorhang, weil uns diesen in der Schenke zu Lemmersleben, sechs Meilen von hier, die unverschämtesten Mäuse, die es auf Gottes Erdboden gibt, gefressen haben, um sich also jedoch vor Eröffnung des Stücks mit den dabey befindlichen Personen und zugleich auch von unsern Actörs und Actrisen, worunter sie einige berühmte Namen finden werden, bekannt zu machen, so habe ich die hohe Gnade und Ehre, einem verehrungswürdigen Publikum unsern Komedienzettel unterthänigst und ganz gehorsamst zu überreichen. Wir bitten sämmtlich um geneigte Nachsicht und fernere gütige Recommendation. (Er verneigt sich, gibt den Zettel ab, und schleicht zur Stubenthüre hinaus. Lautes Gelächter und Beyfall schallt ihm nach.)

(Karl kommt in die Seitenstube zurück, das Schurzfell, den Knieriem, und die Perücke. Er ordnet alles mit Lebhaftigkeit, kleidet sich an, stellt sich dann

an das in dem Zimmer stehende Pianoforte und spielt einen lustigen Tanz. Nach Beendigung dessen öffnet Ludwig als George die Thüre, tritt heraus, macht die Thüre wieder zu und eröffnet die Vorstellung.)

Erster Auftritt.

George (zieht eine Uhr aus der Tasche.)

Ich muß nur gleich sehen, welche Zeit es ist. Eine Uhr in der Tasche haben, und nicht wissen, welche Zeit es sey, das wäre gerade so, als Augen haben und nicht sehen wollen. (Er sieht auf die Uhr und betrachtet sie mit Vergnügen.) Wahr ist und bleibt es doch, eine niedlichere, eine schönere Uhr kann es kaum geben. (Er hält sie an das Ohr) Welch ein herrlicher Schlag! So gleich! so sanft! Ich hätte um alles in der Welt willen die Nacht nicht schlafen können; immer gings tick, tack! Es ist ein ganz besonderes Wesen um einen Menschen, der eine Uhr hat; man spielt augenblicklich eine wichtigere Rolle. Die gute Mutter hätte mir zu meinem Geburtstage kein an-

genehmeres Geschenk machen können, und die schöne Kette! Brillant ist sie, das ist nicht zu läugnen. Was man in der Stadt für Augen machen wird, wenn ich mit der Mutter durch die Straßen gehe, und man die Uhr und die schöne Kette entdecken wird. Und kommen wir dann auf die Spatziergänge, dann will ich erst die Gesichter sehen! Aber mein Gott! wo doch der Schuhmacher bleibt! Er hat mir schon vor einer Stunde ein Paar neue Stiefeln bringen sollen und ist noch nicht da. (Er zieht seine Uhr heraus) In fünf Minuten schlägt es eilf. Halt! schlägt nicht die Stadtuhr schon? Da muß ich doch meine Uhr auch stellen. (Er rückt den Zeiger vor) Toll möchte ich über den Schuhmacher werden! Ich habe es ihm doch gesagt, daß ich heute ein neues Kleid anziehe. — Ein neues Kleid und ein Paar alte Stiefeln das würde sich allerliebst schicken. Ich höre etwas kommen; es wird Meister Kneif seyn. Noch nicht. Es ist Lieschen.

Zweyter Auftritt.

Lieschen und George.

Lieschen. Der Briefträger hat diesen Brief an Ihren Herrn Onkel gebracht.

George. Wie? Der Briefträger wäre schon da gewesen. Er kommt ja gewöhnlich Mittags erst.

Lieschen. Nun, ist es denn nicht beynahe Mittag?

George. Was du nicht willst! Mittag! Sieh doch nach meiner Uhr; (er zeigt sie ihr) da, lies! es ist eine, zwey, drey Minuten über eilf.

Lieschen. Ach, was weiß ich von Minuten auf einer Uhr!

George. O du einfältiges Gänschen. Du siehst doch wol hier die kleinen schwarzen Punkte auf dem Zifferblatte? nun, das nennt man Minuten.

Lieschen. Diese Uhr habe ich ja noch nicht bey Ihnen gesehen, gehört sie Ihnen?

George (fühlt sich beleidigt) Nun, wem soll sie denn gehören? freylich gehört sie mir.

Lieschen. Und sie geht auch?

George. Das versteht sich. Tag und Nacht geht sie (Er hält sie ihr an das Ohr) höre nur wie sie pickt! Aber Lieschen, sieh mich an, wie gefall ich dir? wie gefällt dir die blitzende Stahlkette.

Lieschen. Herrlich! herrlich! Blind könnte man werden, wenn man lange hinsehen wollte.

George. Und nun bleibt der Schuhmacher aus, der mir die neuen Stiefeln bringen soll. Der arme Schelm hat vielleicht keine Uhr, sonst würde er pünktlicher seyn. Ich werde ihm einen scharfen Verweis geben, denn er weiß es von alten Zeiten her, daß ich kein Freund vom Warten bin.

Lieschen. I, da kommt er ja schon. Anton und Amalie, ihre Freunde, kommen mit ihm.

George. Du hast nun deinen Bescheid, kannst gehen.

Lieschen. Vergessen sie nur den Brief nicht. (ab.)

Dritter Auftritt.

George, Amalie, Anton, Meister Kneif.

George (sieht nach der Uhr) Ihr meine beyden Freunde seyd zehn Minuten zu früh, er aber Meister Kneif ist zehn Minuten zu spät gekommen. Meinen Freunden verzeyhe ich das, denn sie haben keine Uhr, auch dient mir ihre Eilfertigkeit zu einem großen Beweise ihrer Freundschaft. Es baumelt da an seiner alten Hosentasche ein alter lederner Riem herum, das läßt mich vermuthen, daß er eine Uhr in der Tasche hat. Er hätte also schon wissen können, welche Zeit es sey, da ihm bekannt ist, daß ich nicht gern lange warte. Aber es ist vermuthlich so ein alter Bratenwender, der aus Noahs Kasten noch herstammt. Laß

er mich doch ein Mal die köstliche Rarität bey Lichte besehen. Ist sie von Silber, Tomback oder Eisen?

Kneif. Ihnen kann das ganz gleich seyn. Mir ist diese Uhr lieber, als eine andere, wenn sie auch mit Brillanten besetzt wäre. Denn junger Herr, wissen sie, ich bin bereits der vierte Erbe, auf den diese Uhr gekommen ist. Sie stammt von meinem Urgroßvater her, und meine Vorfahren waren ehrwürdige Leute.

George (lacht überlaut) Das ist zum Wälzen, Meister Kneifs ehrwürdige Vorfahren! ehrwürdige Vorfahren und Meister Kneif!

Kneif. Junger Herr, daß sie sich darüber lustig machen können, das zeigt, daß es entweder hier (indem er mit seinem Zeigefinger an die Stirne) oder da, (indem er mit dem Finger auf das Herz deutet) nicht richtig ist. Wissen Sie, meine Vorfahren waren wirklich ehrwürdige Männer, denn man hält sie noch in der ganzen Stadt in Ehren. Zwar habe ich keine Reichthümer und nur

einen niedern Stand von ihnen geerbt; aber ich verdanke ihnen einen freyen, offenen Charakter, Rechtschaffenheit und so viel Geschicklichkeit, daß ich mir in der ganzen Welt mein Brod zu verdienen getraue.

Amalie. Schön! Schön! lieber Meister!

Anton (zu George) Nun, Schorschchen, — der hat dirs gut gesagt!

George. (zu Anton) Er spricht, wie er es versteht. (Zum Meister Kneif) Wo hat er denn meine Stiefeln?

Kneif. Ich habe sie schon an die Mama abgegeben. Sie stehen hier in der Seitenstube.

George. Und wo ist meine Mutter?

Kneif. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß sie auf einen Augenblick zur Frau Doctor Hain gegangen sey, daß sie aber bald wieder kommen werde.

George (ungehalten) Warum hat er mir das nicht gleich gesagt?

Kneif. Haben Sie mich denn noch zum Worte kommen lassen?

George. Komm er mit in die Seitenstube, damit wir die Stiefeln versuchen können. Anton und Amalie, ich bitte, ihr wartet hier auf mich. Ich will mich vollends anziehen. Höchstens in zehn Minuten bin ich wieder bey euch. Welche Zeit ist es denn jetzt? (er zieht seine Uhr wieder heraus und sieht darnach) Richtig, in zehn Minuten aufs längste bin ich wieder bey euch.

(Geht mit Meister Kneif in die Seitenstube.)

Vierter Auftritt.

Anton. Amalie.

Anton. Am besten wärs, liebes Malchen, wir gingen und warteten nicht auf seine Zurückkunft.

Amalie. Warum nicht, lieber Anton?

Anton. Werden wir viel Freude bey ihm haben? Ich glaube schwerlich; denn

täglich wird Schorsch unausstehlicher. Nun hat er vollends gar eine Uhr, wie stolz wird er nun erst auf uns herabblicken und von uns verlangen, daß wir uns Alles von ihm gefallen lassen sollen.

Amalie. Mir hat das Herz geblutet, wie er den armen Schuhmacher behandelte! Es freute mich innig, daß er ihn so abfertigte.

Anton. Ueber Schorschens Eitelkeit geht nichts —

Amalie. Aber seine Unverschämtheit geht auch ins Weite! Sahst du wol das kleinste Erröthen in seinem Gesichte bey Kneifs trefflicher Lection?

Anton. O, Schorsch weiß gar nicht, was das heißt, wenn man erröthet. Was für unangenehme Begegnungen hat er sich schon durch sein voreiliges, naseweises, stolzes Betragen zugezogen; aber alle nahm er hin, wie kaltes Wasser.

Amalie. Horch! hörtest du nicht Schorschens Stimme?

Anton. Auch mir kommt es so vor. Still! jetzt spricht Meister Kneif und das, wie mich dünkt, ein wenig derb.

Amalie. Sollte sich Schorsch an dem guten Manne aufs neue wieder vergangen haben? Fast läßt sichs nicht anders vermuthen.

Anton. Nun, dann wollte ich aber auch —

Amalie (ihn unterbrechend) Bst! Es geht wieder von neuem an. Laß uns etwas aufmerksam seyn.

(Man hört in der Seitenstube folgendes deutlich von George sprechen: Nicht aus der Stube soll er mir, bis er mir meine Uhr wieder herbeyschaft. Diebe! Diebe!)

Amalie. Ich will doch nicht fürchten, daß Meister Kneif ihm die Uhr genommen haben wird?

Anton. Beynahe klingt es so. Das wäre lustig! Wir müssen doch sehen. (Indeß Anton und Amalie auf die Thüre zu gehen, öffnet sich diese. Meister Kneif will davon, George hält ihn aber beym Rockzipfel.)

Fünfter Auftritt.

George. Und wenn du dich auf den Kopf stelltest, so kommst du nicht von dannen, bis du die Uhr wieder herausgegeben hast.

Kneif (zu Anton) Lieber junger Herr, können Sie mir nicht sagen, ob Madame Albert wieder nach Hause gekommen ist? Der Vorfall thut mir herzlich leid; aber auf mein Ehrenwort, Mosje Schorsch allein ist Schuld daran.

Anton. Was ist denn vorgegangen?

Amalie. Schorsch, ich bitte dich, erzähle doch —

George (zu Kneif) Ich rathe dir Gutes! Bezahlst du die Uhr nicht auf der Stelle, so sollst du es mit mir und nicht mit meiner Mutter zu thun haben.

Kneif (lacht ihn aus) Mit dir, Bürschchen? Sage mir wie du mir vorkommst!

George. Wie, du lachst noch, Elender? Dein Lachen soll dir theuer zu stehen

kommen. (Zu Amalie und Anton) Ich bitte euch, Freunde, helft mir, haltet ihn mit mir zugleich fest, daß er nicht fort kann.

Anton. Aber warum denn? Ich sehe und höre doch noch keine gegründete Ursache —

George. Und ihr könnt nach der Ursache fragen? Seht ihr denn noch eine Uhr bey mir? —

Amalie. Wie, du hättest keine Uhr mehr?

Anton (ganz kalt und gelassen) Hilf lieber Himmel! hilf! was wirst du nun anfangen?

George (weinerlich) Nun kann ich euch nicht mehr sagen, welche Zeit es ist. Ja ja! er hat mir meine Uhr genommen, hat sie in tausend Stücke zerbrochen. (Aeußerst entrüstet) Aufs Rathhaus soll er geführt, in Ketten und Banden, und in ein tiefes, tiefes Gefängniß soll er geworfen werden! Habe ich nicht Recht, müßt ihr das nicht selbst sagen?

Kneif. Darüber wird ihre Frau Mutter urtheilen.

George. Ich werde es ihr schon darnach vorstellen.

Kneif. Und ich auch.

Anton (zu George) Und was meynst du nun dazu?

George. Sag er, was er will. Die Sache ist schon entschieden. Er hat mir die Uhr genommen, hat sie in tausend Stücken zerbrochen. Er muß die Uhr bezahlen oder eine neue kaufen, und das wird nicht anders und wenn Gott vom Himmel kommen sollte.

Kneif. Was das für alberne Reden sind! So dürfte mein Sohn, das Kind eines armen Schuhmachers, nicht sprechen, und ein Mensch aus einer so braven, so angesehenen Familie kann sich das erlauben? Seine Lehrer und seine würdige Mutter werden ihn das gewiß nicht gelehrt haben.

George. Alter Knieriem, ich rathe dir Gutes, lasse dein Raisoniren, oder ich

will dir zeigen, mit wem du es zu thun hast.

Amalie. Aber Schorsch lasse doch den guten Mann ein Wörtchen sprechen, denn aus deinen Reden ist doch noch keins von uns klug worden?

George. Allerliebst, allerliebst Mamsell Gänschen! Hört mans doch gleich, wer sich immer nur mit gemeinen Leuten abgibt. Art läßt nicht von Art, habe ich all mein Lebtage gehört. Du wärst wol im Stande, dem alten Bösewichte die Brücke zu treten.

Amalie. Deine Beleidigungen befremden mich nicht mehr. Thäten wir es nicht um deiner guten Mutter willen, keinen Tritt kämen wir zu dir.

Anton (zu Kneif) Lieber Meister, sage er mirs, ist es wahr, hat er die Uhr?

Kneif. Die Uhr habe ich wol, aber leider nur in tausend Stücken.

Anton. Laß er doch sehen! (er betrachtet die Stücken) Ey, du schöne Uhr! Wer

sieht dir es nun an, wie viel du gekostet haben magst.

Amalie. Alles, alles ist hin! das Gehäuse ist verbogen, die Feder entzwey — alles, alles entzwey.

Kneif. Die kann kein Mensch wieder zusammenbringen.

George. Und doch willst du sie mir nicht bezahlen?

Kneif. Ich bezahlen? Ich wüßte warlich nicht womit. Wollen sie meine Perücke haben?

George (nach Kneifs Perücke springend) In tausend Stücke will ich die verwünschte Perücke zerreißen.

Kneif (der ihn zurückhält) Gemach! gemach! junger Herr. Bleiben sie mir von der Perücke oder mein Knieriem soll sie Mores lehren.

Sechster Auftritt.

Lieschen. Die Vorigen.

Lieschen. Junger Herr, sie haben eine Uhr, können sie mir nicht sagen, welche Zeit es ist. Die Köchin möchte es gern wissen. Es muß gleich zwölf seyn.

George. Packe sie sich, Jungfer Naseweis, oder ich will ihr die Wege weisen.

Lieschen. Was habe ich ihnen denn gethan, daß sie so böse sind. Ich komme in der unschuldigsten Absicht. Ihre Uhr ging vorhin richtig, das weiß ich —

George. Aber habe ich denn noch eine Uhr? hat sie mir nicht dieser schlechte Mensch da, (auf Kneif zeigend) zerbrochen?

Kneif. Bürschchen lassen sie das Schimpfen, oder es wird nicht gut. Doch was warte ich auch länger hier — ich gehe und suche ihre Frau Mutter auf.

(Lieschen geht ab, um nicht Zeuge bey einem unangenehmen Auftritte zu seyn.)

George (faßt ihn beym Rockzipfel) Nicht von der Stelle! Ich sehe dirs an, du willst dich aus dem Staube machen. Willst du mit meiner guten Mutter sprechen, so kannst du sie hier erwarten —

Kneif. Und ihre Ungezogenheiten länger noch erdulden? Nein, daraus wird nichts. (Will fort.)

George (Ergreift ihn wieder beym Rockzipfel) Und du sollst nicht, du darfst nicht —

(Während dieses tritt Madame Albert herein.)

Siebenter Auftritt.

Madame Albert. Mein Sohn, was ist das? was hast du mit Meister Kneifen vor?

George. Gute Mutter, können sie sichs wol denken, er hat mir meine Uhr genommen und hat sie zerbrochen.

Madame Albert. Das sollte Meister Kneif gethan haben? Nimm mirs nicht übel George, da kenn' ich Meister Kneifen besser.

George. Ja, ja! sie können mir es glauben!

Madame Albert. Es ist unbesonnen von dir, so gerade zu ein so hartes Urtheil über einen Mann zu fällen, der unser Aller Achtung zeither besessen hat, und der sie um einer Uhr willen gewiß nicht Preiß geben wird.

Kneif. Ich danke Ihnen Madame für ihre gütige Meynung. Wenn sie mir erlauben wollen, ihnen den ganzen Vorgang erzählen zu dürfen, so werden sie selbst gestehen müssen, daß ich ganz unschuldig bin.

Madame Albert. Ich spreche ihn voraus schon von aller Schuld frey. Ich kenne meinen Sohn. Erzähl er schlicht und recht was geschehen ist.

Kneif. Ich hatte ihren Sohn höflichst gebeten, sich zu setzen, damit ich ihm die Stiefel anprobiren könne. Während ich alter Mann nun mit einem Knie auf der Erde lag, so mußte ich mir allerhand Neckereyen von ihm gefallen lassen. Er

machte mirs so sauer dabey, daß mir der Angstschweiß von der Stirne lief, ehe ich ihm die Stiefeln anbrachte, so leicht sie sich auch anziehen lassen.

George. Wie ungeschickt er es aber auch machte! Drey Mal mußten die Stiefeln angezogen werden, ehe sie ordentlich saßen.

Madame Albert. Nun, du junger Mensch wirst einen alten Schuhmacher doch nicht lehren wollen, wie man ein paar neue Stiefeln anziehen soll?

Kneif. Je saurer mir es wurde, mit desto leichtfertigeren Reden suchte er mich zu kränken. Er erlaubte sich sogar den unzeitigen Spaß, hinter meinem Rücken meine Perücke an ein Häckchen seiner Uhrkette zu befestigen.

Madame Albert. Ist das wahr?

George. Kleinigkeit! Und darüber kann er ein solches Aufheben machen? Glaubt er etwa, daß ich seine Perücke an meiner Uhrkette als eine Zierath getragen

haben würde, wenn sie daran hängen geblieben wäre?

Kneif. Ich halte diesen Streich ihrem Leichtsinn zu gute. Es mag drum seyn! Ich erzähle weiter. Meine Perücke sitzt fest auf dem Kopfe. Ich wußte nicht, daß sie angehakt war. Endlich des Placks überdrüßig, stehe ich schnell vom Fußboden auf. Die angehakte Uhr entweicht seinen Händen, fliegt gegen den Kamin und wurde in hundert Stücke zerschmettert. Wie das eigentlich zugegangen ist, weiß ich aber warlich nicht anzugeben. Ich war eben so betreten, als erschrocken. Das ist von Wort zu Wort der ganze Hergang der Geschichte. Hier steht ihr Sohn, er wird mich nicht Lügen strafen können.

Madame Albert. Und George, was sagst du dazu?

George. Aber Meister Kneif hätte doch auch nicht . . .

Madame Albert. O schweig! Statt über deine Ungezogenheit zu erröthen, willst du dich noch entschuldigen?

O, wie bösartig mußt du seyn! Meister Kneif geb er mir die zerbrochene Uhr. Ihm messe ich auch die geringste Schuld nicht bey. Er dauert mich recht sehr, daß ihm mein unartiger Sohn eine so böse Stunde gemacht hat; denn ich stelle mir vor, wie ihm dabey zu Muthe gewesen seyn mag. Du aber (zu ihrem Sohne) entferne dich sogleich aus meinen Augen! Rechne sicher darauf, daß du nie wieder eine Uhr von mir bekommen wirst. Wirst du dir einmal mit der Zeit so viel verdient haben, daß du dir selbst eine schaffen kannst, dann magst du dir eine kaufen. Du täuschtest mich mit deinen Versprechungen, ich würde sonst nicht auf die Gedanken gekommen seyn, dir eine Uhr zu geben; du hast nun die Uhr und zugleich mit ihr mein Zutrauen verlohren. Jetzt Meister Kneif stehet es bey ihm, sich Genugthuung an dem jungen Naseweis zu verschaffen, der es wagen konnte, ihn zum Gegenstande seines Spottes zu machen. Bestimm er! Es soll dem Bürschchen werden, was seine Thaten werth sind.

Kneif. Eigentlich könnte es dem jungen Herrn gar nichts schaden, wenn er einen kleinen Plätzer bekäme; allein, ob ich gleich einen ganz gemeinen Rock an- und ein Schurzfell vor habe, so will ich ihm doch beweisen, daß auch gemeine Leute der bessern Empfindungen fähig sind. Ich verzeyhe ihm also und will nur wünschen, daß ich der Letzte gewesen seyn mag, den er auf eine solche Weise gemißhandelt hat. Läßt er indeß von seiner Unart noch nicht ab, nun so mag er sichs dann einzig und allein zuschreiben, wenn er so anläuft, daß er es handgreiflich fühle, nicht alle Menschen sind so geduldig, wie Meister Kneif.

Madame Albert. Ungezogener, entscheide nun: wer denkt edler und besser von euch Beyden! Du in deinem schönen Kleide, oder dieser brave Mann in seinem gemeinen Anzuge? Sieh also! Nicht das galante Kleid, nein die bessern Gesinnungen, die nützlichere Thätigkeit geben dem Menschen erst seinen wahren Werth. Damit du über diese Wahrheiten näher nach-

denken mögest, so bleibst du heute, wie ich schon gesagt habe, für dich auf deinem Zimmer. Auch darfst du heute nicht mit mir und nicht an meinem Tische essen.

George. Gute Mutter verzeihen Sie mir nur dies Mal —

Madame Albert. Wenn Du mich überzeugt haben wirst, daß du dich wirklich gebessert hast. Das hast du zwar so oft schon versprochen, aber nie Wort gehalten. Oft zürnte ich darüber; aber heute hast du mein Zutrauen ganz verscherzt.

Amalie. Liebe Madame Albert, nur dies Mal vergeben sie ihm noch —

Anton. Er wird es gewiß nicht wieder thun.

Amalie. Er hat es nicht überlegt, hat blos aus Leichtsinn gefehlt —

Madame Albert. Ihr guten Kinder bittet für ihn und ich weiß doch, wie sehr er euch immer mißhandelt. Wie sehr

hat er sich nicht über euch erhoben, weil ihr noch keine Uhr hattet.

Amalie. Das ist alles vergeben und vergessen.

Anton. Es mag keine kleine Freude seyn, wenn man eine Uhr hat.

Madame Albert. Muß man aber deswegen Andere geringer schätzen, muß man es sie fühlen lassen, daß sie das nicht haben, was ich habe? Haben sie nicht vielleicht andre und wichtigere Vorzüge? So habt ihr zwar zum Beyspiel keine Uhr; aber ihr seyd artiger, als mein Sohn, und artiger seyn, ist ein größerer Vorzug, als eine Uhr haben. Dringt also nicht weiter mit euern Bitten in mich. George bleibt auf seiner Stube, denkt über seine Ungezogenheit nach und faßt nicht nur den Entschluß sich zu bessern, sondern gibt sich auch Mühe, ihn auszuführen. Ihr aber, meine guten Kinder, sollt mir heute Gesellschaft leisten, sollt mit mir essen. In eurer Gesellschaft werde ich gewiß vergnügter, als an der Seite meines

Sohnes seyn, der mir nichts als Verdruß macht. Auch er, lieber Meister Kneif, begleitet mich auf mein Zimmer. Ich will ihm seine Arbeit bezahlen, und er soll ein Gläschen Wein trinken.

(Madame Albert, Anton und Amalie gehen ab.)

Meister Kneif (im Abgehen zu George) Sehn sie junger Herr? Wie man eine Sache hält, so hält sie sich wieder. Dieser alte Bratenwender (auf seine Uhr zeigend) ist leicht seine achtzig Jahr alt, wo ist die ihrige, und sie haben sie erst seit zwey Tagen bekommen. Gute Besserung. (ab.)

Letzter Auftritt.

Lieschen und George.

George (geht unwillig in dem Zimmer umher, stampft mit den Füßen) Einen solchen Ausgang sollte das nicht nehmen! Wer hätte das aber auch denken sollen?

Lieschen. Hat Ihnen die Madame Albert nichts gesagt, ob Anton und Amalie bey uns zu Tische bleiben? —

George (unwillig) Ach, lasse mich gehen! Frage die Mutter. Was gehet mich das an! (ab.)

Lieschen. Br! da gibts gewaltigen Sturm im Kalender! Kann mirs einbilden! George ist wie gewöhnlich ungezogen gewesen und vermuthlich hat Meister Kneif endlich ein Mal das Rauche herausgekehrt. Die schöne Uhr! Gestern erst geschenkt bekommen und heute schon in tausend Stücken! (Wendet sich zu den Zuschauern) Was sagen sie dazu meine Herrn und Damen? Hätte der junge Herr ein gewisses Sprichwort nicht aus der Acht gelassen, sicher hätte er seine Uhr jetzt noch und keinen Verdruß. Nicht wahr, auch sie werden mir das Sprichwort sagen, dessen er sich hätte erinnern sollen?

Sophie. Wenn ich nicht irre, hätte er das Sprichwort immer in Gedanken haben sollen: Wie man eine Sache hält, so hält sie sich wieder.

Franz. Das sagte schon Meister Kneif. Ich dächte die ganze Geschichte enthielt das Sprichwort in sich: **Wie die Arbeit, so der Lohn.**

Lieschen. Und dies war unser Sprichwort, was wir im Sinne hatten.

(Julchen, Ludwig, Lottchen, Wilhelm, Friedrike und Karl kommen aus dem Nebenzimmer. Man klatscht ihnen Beyfall zu.

Das Sprichwörterspiel, auf diese Weise vorgestellt, war den kleinen Gesellschaftern jetzt weit unterhaltender, wenn sie gleich etwas mehr dabey nachdenken mußten, als zuvor, wo sie nicht sprachen und nur durch Geberden die Handlung des gewählten Sprichworts ausdrückten. Lange erinnerten sie sich so manchen Einfalls, womit sie sich unter einander überrascht hatten und der ihnen besonders aufgefallen war. Sie führten bey ihrem nächsten Kränzchen noch einige Sprichwörter auf, wovon ich jedoch meinen Lesern und Leserinnen nur eine kleine Skizze geben will. Vielleicht bekommen auch sie Lust, solche gelegentlich ein Mal auszuführen, da sie nun gehört

haben, wie diese kleinen Freunde und Freundinnen unter einander ihren Plan erst in kleine Abschnitte oder Auftritte vertheilten. Gelingt ihnen auch der erste Versuch nicht gleich so, als er diesen geübteren, jungen Leuten gelang, so dürfen sie den Muth nicht sinken lassen; denn ein zweyter Versuch wird schon besser und ein dritter noch besser gelingen, und am Ende werden sie die kleine Geduld gewiß nicht bereuen, die sie darauf verwandt haben. „Das Sprechen sollte mir nicht sauer werden,“ erwiederte die kleine Luise; „aber das möchte doch ein wenig schwerer seyn, daß man alle Mal zur rechten Zeit und nicht bald zu früh und nicht bald wieder zu spät komme.“ Will Luischen nur folgendes beobachten, so wird sie finden, daß sich auch diese Einwendung wird heben lassen. Erstlich kann und wird eine solche augenblickliche Vorstellung schlechterdings nicht ganz so ausfallen können, als wenn sie eine Rolle aus einem der Schauspiele des Kinderfreundes auswendig gelernt hätte; auch würde die Vorstellung eines Sprichworts aus dem Stegreife gewiß nicht so angenehm seyn und bey weitem nicht das Vergnügen machen, wenn man dabey viel künsteln und glauben

wollte, man müsse hier wie eine gedruckte Komedie sprechen. Gegentheils habe ich gefunden, daß die Darstellung weit lebhafter war, wenn jedes ganz natürlich hinsprach, was ihm nach der Rolle, die es vorzustellen hatte, einfiel und was die vorzustellende Handlung mit sich brachte. Gesetzt nun auch, eins käme etwas früher, oder auch etwas später, als es sollte; so wird das von den Zuschauern nicht bemerkt werden können, wenn man es nicht selbst bemerkbar macht, der Person die zu früh kommt, entweder ins Gesicht sagt, daß sie noch nicht hätte kommen sollen, oder diejenige, die zu lange wegbleibt, laut herbey ruft. Das würde allerdings eine Störung verursachen, es würde zu einem Gelächter und dadurch endlich zu Verdruß Anlaß und Gelegenheit geben. Besser wird es seyn, der Redende spricht noch etwas, das sich für seine Rolle schickt, wenn sein Mitspieler nicht gleich da ist, oder er unterdrückt ganz ruhig das, was er noch sagen wollte, wenn dieser zu frühzeitig kommen sollte. Auch hat folgender kleine Vortheil in den Zirkeln, wo ich bey solchen Vorstellungen gegenwärtig war, viel dazu beygetragen, daß der, welcher bey einem neuen Auftritte erscheinen sollte, immer zu rech-

ter Zeit erschien: Ging nämlich ein Auftritt zu Ende, oder wünschte der, der jetzt sprach, abgelöset zu werden, so sprach er seine letzten Worte etwas lauter, wenn er anders nicht etwa leise und still sprechen mußte, oder er wendete sein Gesicht nach der Seite dessen hin, von welcher jener herkommen sollte. Hat der Hintermann nur seinen Vordermann gemerkt, und stehet jener immer bereit und wartet auf den ihm zu gebenden Wink, so kann es gar nicht fehlen, so kann kein bedeutender Irrthum und noch weniger ein auffallender Stillstand entstehen. Und wissen kann und muß es ein Jeder, wenn er kommen soll, denn deswegen sind ja die Auftritte geordnet, deswegen ist sogar angegeben worden, was in jedem Auftritte geschehen, es ist sogar das Vorzüglichste bemerkt worden, was er thun und was er sprechen soll. Wort für Wort kann ihm freylich nicht vorgesprochen werden, was er sagen soll; weiß er aber nur das Vorzüglichste, was zum Zusammenhange gehört, so wird ihm das theils selbst einfallen, was er sagen soll, theils wird ihm aber auch die Rede des Mitsprechenden auf die Sprünge helfen.

Skizze
zu
einer Vorstellung des Sprichworts:
Ein Handwerk hat einen güldenen Boden.

Personen:

Frau Goldberg, eine Schlosserswittwe.

Lorchen, ihre Tochter.

Karl Ehrlich, ein junger Schlossermeister.

Wilhelm, dessen Bruder, ein Kaufmannsdiener.

Adolph, dessen Bruder, ein junger Künstler.

Erster Auftritt.

Wilhelm Ehrlich kommt so eben von seiner weiten Reise sehr ermüdet an, klagt, daß er nirgends wieder ein Unterkommen finden könne und denkt an die glücklicheren vorigen Zeiten zurück. Er stellt Betrachtungen an, wie schnell der Wohlstand eines Kaufmanns vernichtet werden kann, erzählt dabey das Schicksal seines Herrn, der eine große Handlung und einen außerordentlichen Reichthum gehabt habe; binnen einem Jahre aber durch den Krieg, der zwischen England und Frankreich ausgebrochen, und durch den Sturz einiger großen Häuser, die den seinigen nach sich gezogen hatten, zum Bettler geworden sey. Sein Bankerot habe nur das Mitlei-

den einiger wenigen Menschenfreunde erregt, desto mehr hätten sich Menschen gefunden, die ihn verspottet und gedrückt, und ihm den Vorwurf gemacht hätten, daß er sein Unglück selbst verschuldet habe; so Manche, denen er einst geholfen, einige sogar, deren Glück er gemacht habe, hätten gar nicht gethan, als kennten sie ihn, und hätten sein Ansuchen, ihn mit einigen Kapitalien zu unterstützen, schnöde von sich gewiesen. Indem nun Wilhelm Ehrlich mit sich zu Rathe gehet, was er wol, da er außer Dienst sey, und da es so schwer halte, wieder unter zu kommen, nun anfangen werde, um sein Leben nur auf das nothdürftigste hinzufristen, wird er einen Menschen gewahr, den er für seinen jüngsten Bruder hält. Er zieht sich zurück, um ihn genauer zu beobachten.

Zweyter Auftritt.

Adolph Ehrlich, der seinen rechten Arm und dessen Hand in einem Bunde trägt, kommt näher. Er dankt Gott, daß er

bey seinem Unglücke noch einen Bruder habe, auf den er sich verlassen könne. Wilhelm Ehrlich, sein Bruder, höret das und seufzt tief auf: „Ach, du guter Bruder, du verläßt dich auf mich und ich bin so arm, daß ich dich auch nicht mit einer Kleinigkeit unterstützen kann.“ Adolph Ehrlich erzählt, wie er so ganz ohne seine Schuld zu dem Unglücke eines lahmen Arms gekommen sey, daß er schon seit drey Jahren keinen Groschen habe verdienen können, und daß er der elendeste Mensch seyn würde, hätte sich nicht sein Bruder, der nur ein Schlosser sey, seiner angenommen. Er klagt, daß man ihn in den ersten vier Wochen seiner Krankheit überlaufen und ihn bedauert habe; daß man schon im zweyten Monat weniger gekommen sey, und daß im dritten keiner seiner Gönner sich seiner erinnert habe, und daß nun der junge Künstler, dessen Arbeiten so allgemein bewundert worden wären, und die ihm Grafen und Edelleute zu Freunden gemacht hätten, jetzt so vergessen wäre, als wäre er nie da gewesen. „Und nun“ schließt er

seine Rede: „muß den großen Künstler sein Bruder ein — Schlosser ernähren.“ Er bricht bey diesem Gedanken in die herzlichsten Lobsprüche auf seinen guten Bruder aus; erzählt, daß dieser Tag und Nacht gearbeitet habe, um ihn keine Noth leiden zu lassen, daß er sogar so glücklich gewesen sey, daß er von seiner Meisterin, die eine Wittwe sey, ein kleines Kapital gelehnt bekommen, welches er ihm sodann gegeben habe, um ins Carlsbad reisen zu können, wodurch er eine große Linderung seiner Schmerzen empfunden, und sich nun mit der Hoffnung schmeichle, brauche er dieses Bad noch einen Sommer, gänzlich wieder hergestellt zu werden. Wilhelm Ehrlich kann sich nicht enthalten, sich erkennen zu geben. Er eilt an das Herz seines Bruders. Sie erkennen sich. Wilhelm klagt seinem Bruder seine Noth. Doch will er seinen Bruder Karl nicht sprechen, damit dieser nicht auf die Gedanken falle, auch er verlange von ihm Unterstützung. „Ich würde entweder“ setzt er hinzu: „meinem Bruder zur Last fallen, oder er würde dir seine

Unterstützung entziehen müssen, um mir etwas geben zu können. Zwey Menschen, wie wir, die ihm nichts dagegen verdienen können, dürften ihn sehr leicht zurücksetzen. Du bist krank, ich gesund; ich kann, ich will arbeiten, und Gott wird helfen.“ Adolph ist über Wilhelms Gesinnung entzückt, bestehet aber darauf, daß er wenigstens einen Tag hier bleiben müsse, um sich über Bruder Karln zu freuen, der es ihm gewiß nicht verzeyhen würde, wann er wegreisen könne, ohne daß sie sich einander gesprochen hätten.“ Er erzählt ihm Karls Geschichte, daß er als ein armer, armer Handwerksbursche eingewandert sey, und bey einer Schlosserswittwe Arbeit bekommen habe. Sein Fleiß, seine Artigkeit, seine Sparsamkeit hätten die Wittwe, ehe noch ein Jahr vergangen sey, so für ihn eingenommen, daß sie, nachdem sie ihn auf das schärfste erforscht und ihn auf die härtesten Proben gestellt habe, den Endschluß gefaßt, ihn Meister werden zu lassen, und ihm ihre Tochter zu geben. Karl sey nun ein geborgener Mann, der sein gutes Auskommen habe, wenn er auch gleich kein reicher Mann sey. Vor einigen Monaten sey ihm um ihn sehr bange gewesen, eine schwere Krankheit habe ihn

überfallen; dessen ungeachtet sey seine Profession nicht liegen geblieben, denn er habe vier Gesellen und zwey Lehrburschen gehabt, die indeß eben so gut hätten arbeiten müssen, als wäre der Meister unter ihnen. Adolph bemerkt hierbey, wie viel die Handwerker vor vielen andern Ständen voraus haben. Wenn der Gelehrte, wenn der Künstler sterbe, so sey mit ihm alles verlohren, und Weib und Kinder könnten nichts weiter erwerben; erbten sie nicht Vermögen von ihrem Manne und Vater, und das sey ein seltener Fall, so wären sie ganz unglücklich. Die Wittwe eines Handwerkers hingegen könne die Profession fortsetzen, und wenn sie nur einige Einsichten hätte, so habe sie nach ihres Mannes Tode ihr gutes Fortkommen. Wilhelm bemerkt, daß Adolph Recht habe, und daß die Wittwe eines Kaufmanns nicht so glücklich sey, als die Wittwe eines Handwerkers, daß ein Meister krank werden, lange Zeit krank bleiben könne, ohne daß er fürchten dürfe, sein Hauswesen müsse zu Grunde gehen, und er müsse Noth leiden. — Während daß beyde Brüder so vertraut mit einander sprechen kommt —

Dritter Auftritt.

Karl Ehrlich gegangen, hat seine Braut und die Frau Goldberg an seinen Armen; reißt sich von diesen los, und eilt auf seinen Bruder Wilhelm zu, den er sogleich erkennt. Eben so sehr freuet sich seine Braut und ihre Mutter, die Frau Goldberg, über Wilhelms Ankunft. Karl dringt darauf, daß Wilhelm so lange bey ihm bleiben müsse, bis seine Hochzeit mit Lorchen vorüber sey. Wilhelm sträubt sich, und bittet, daß er morgen schon wieder abreisen dürfe; erzählt, daß er durch seines Herrn Unglück außer Brod gekommen sey, und daß er wieder unterzukommen suchen müsse, daß es ihm unmöglich sey, hier müßig zu bleiben, da er besonders wisse, wie edelmüthig Bruder Karl an Bruder Adolphen handle. Karl freuet sich, auch seinem Bruder Wilhelm dienen zu können. Er ist in einer der angesehensten Handlungen der Stadt bekannt und wohl angesehen. Diese sucht einen geschickten Diener. Ihre Bedingungen sind sehr vortheilhaft. Karl verspricht ein gutes Wort für ihn einzulegen, und ihn auf das Beste zu empfehlen. Wilhelm und Adolph freuen sich außeror-

dentlich; nicht minder Frau Goldberg und ihre Tochter, die Karln zureden, alles zu thun, daß Wilhelm bey ihnen bleiben möge. Lorchen freuet sich auf die Zukunft, wenn sie so untereinander gleichsam nur e i n e Familie ausmachen würden. Karl ruft aus: „Wer hätte das denken sollen! Brüder wißt ihr noch, wie ungehalten unsre Mutter auf mich war, daß ich das Schlosserhandwerk erlernen wollte, und zu keinem andern Metier Lust hatte? Wißt ihr noch, wie sehr sie mich zurücksetzte, wie ich sie jährlich kaum drey oder vier Mal sprechen durfte und gleichsam wie verachtet umher ging? Ach, wie gut ist es, daß ich ein Handwerk erlernte. Wäre ich ein Gelehrter, Künstler oder Kaufmann geworden, wer weiß, ob ich euch das leisten könnte, was ich jetzt kann, ohne mir selbst dabey wehe zu thun. Was ich habe, theile ich gern mit euch, und ich bin von den edlen Gesinnungen meiner Braut und ihrer würdigen Mutter vollkommen überzeugt, daß sie euch nicht weniger lieben werden, als mich. (Sie umarmen sich untereinander.)

Skizze

zur

Vorstellung des Sprichworts:

Wohlthun trägt Zinsen.

Personen:

Vater Becker, ein alter, armer Fabrikant.

Seine Frau.

Maria, seine Tochter.

Fritz, sein Sohn.

Herr Worthmann, ein Fremder.

Erster Auftritt.

Vater Becker sitzt an einem Tische, und hat seine Handelsbücher vor sich liegen. Er blättert darin herum, nennt verschiedene Nahmen, die ihm schuldig sind, und grämt sich, solche ansehnliche Posten verlohren zu haben, wodurch er zum armen Manne geworden sey. „Mancher, der mich um mein Bißchen Vermögen betrogen hat" seufzt er: „fährt jetzt in Kutschen und Wagen und blickt auf mich stolz herab. Ich bey meiner Redlichkeit darbe, jener hingegen, der sich durch Betrug glücklich gemacht hat, lebt herrlich und in Freuden. Und doch, doch tausche ich nicht mit ihm. Ein redliches vorwurfsfreyes Gewissen ist und bleibt der größte Reichthum. —

Zweyter Auftritt.

Frau Becker kommt und hat einen Handkorb an ihrer Hand. Ihr Mann fragt sie: „warum sie so betrübt zurückkomme? Es scheine gar, daß sie geweint habe.“ Seine Frau erzählt ihm: daß ihr ihre Tochter begegnet und ganz außer sich gewesen sey; denn so sicher sie auf das Geld gerechnet habe, was sie von Madame Richter heute für ihre Nähterey hätte erhalten sollen, so sey ihr ihre Hoffnung doch fehlgeschlagen; denn Madame Richter sey diesen Morgen auf vier Wochen lang verreiset, und habe niemanden von ihren Leuten aufgetragen, daß sie diese Rechnung bezahlen sollten. Sie habe noch bey einer Familie einen Versuch wagen wollen, wo sie ebenfalls einige Thaler stehen habe. „Wenn Unglück seyn soll, muß doch alles zusammen treffen!“ erwiedert Vater Becker: „Wer sollte glauben, daß arme Leute bey den Vornehmen Geld stehen haben könnten! Vielleicht glückt es Marien noch, und wenn das auch nicht

seyn sollte, so müßte man sich noch mehr einschränken, als zeither. Ich vertraue auf Gott, und der hat mich noch nie verlassen." Frau Beckerin erinnert, wenn sie sich auch noch mehr einschränken wollten, als es zeither geschehen sey, so würden sie doch immer noch ein Mal so viel Geld brauchen, als vor einem Jahre, wo sie doch wenigstens alle Wochen zwey Mal Fleisch mit Zugemüse hätten essen können; jetzt würden sie Gott danken müssen, wenn sie wöchentlich zwey Mal etwas Butter zu ihrem Brod würden essen dürfen. Trocknes Brod und Salz würde wohl ihre tägliche Kost werden müssen. „Du übertreibst es doch wol ein wenig" antwortet Vater Becker. Frau Becker aber erzählt, daß heute der Preiß des Getraides bedeutend gestiegen, und daß ein Zwey-Groschen-Brod nicht größer sey, als sonst ein Groschen-Brod. Die Butter sey fast nicht mehr zu erkaufen, denn die Kanne koste heute 20 Groschen, und ehedem habe sie nicht mehr als 8, höchstens 9 Groschen gekostet. Noch mehr! So eben habe ihr der Hauswirth

gesagt, daß sie für den zeitherigen Zins nicht mehr in seinem Hause wohnen könnten. Er würde sie nicht vertreiben, wenn sie ihm dasselbe bezahlten, was ihm bereits ein anderer Miethmann geboten habe. Auch hätten wir uns darauf einzurichten, daß wir ihm mit dem nächsten Zins, ein Vierteljahr wenigstens, vorausbezahlen müßten. Vater Becker ruft erstaunt aus, daß dieses viel, sehr viel sey, und daß er seiner Frau nun beynahe Recht geben müsse, wenn sie zage und sich ängstige, wie es in der Zukunft mit ihnen werden solle, da sie sich kaum sparsamer einrichten könnten, als zeither. „Und doch wollen wir uns auf Gott verlassen und noch nicht verzagen; oft wenn es am schlimmsten schien, wurde es vielmals besser, als wir uns vorstellen konnten. Noch sind wir die Unglücklichsten nicht. Wir haben zwey gute Kinder. Unsere Marie theilt ihren Verdienst so gern mit uns, entsagt allem, um uns zu helfen. Unser Fritz schickt uns vierteljährig von seinem kleinen Gehalt, was er entübrigen kann. Wir haben un-

ser kleines Vermögen auf die Erziehung unserer Kinder verwendet, und nun lohnen sie uns dafür. Fritz hat Aussichten zu einer baldigen Versorgung. Und gelingt ihm das, Mutter, dann sind wir gewiß geborgen." So tröstet sich Vater Becker.

Dritter Auftritt.

Marie kommt, sieht heiter aus, und hat einen großen Pack unter ihrem Arm. Vater und Mutter fragen sie: ob es ihr geglückt sey? Sie erzählt: daß sie nicht nur bey Madame Richter, sondern auch bey der Frau Doctor Stein vergebens gewesen sey. Erstere sey verreiset. Letztere habe gar nicht gethan, als ob sie ihr etwas schuldig sey, wäre aber dabey so artig gewesen, daß sie sichs nicht unterstanden habe, sie erinnern zu können, weil sie gefürchtet hätte, man möchte es ihr übel auslegen, und die Frau Doctorin sey eine gar zu gute Kunde, wenn man auch bisweilen die Zahlung nicht sogleich, als man die Arbeit liefere, erhalte. Die Mutter fragt:

was Marie unter dem Arme habe? Marie erzählt, daß ihr eine gute Freundin, die Wirthin aus der goldnen Krone, begegnet sey, und sie gefragt habe, ob sie ihr nicht binnen vier Tagen ein halbes Dutzend gute Oberhemden für einen Fremden machen wolle, der bey ihr eingekehrt sey? Sie habe sich nicht besonnen, und mit Vergnügen die Arbeit angenommen. Die Mutter fragt erschrocken, wie sie in vier Tagen ein halbes Dutzend gute Oberhemden nähen wolle? Marie versichert, daß es ihr gelingen müsse, wenn sie die Nacht zu Hülfe nehme. Einen so guten Verdienst dürfe man sich nicht entgehen lassen, wenn man auch ein Mal seiner gewohnten Ordnung und Bequemlichkeit entsagen müsse. Sie habe mit Erstaunen gehöret, wie theuer alles auf dem Markte sey. Die Mutter verspricht, ihr treulich bey dieser Arbeit, wenigstens den Tag über, beystehen zu wollen, da sie bey Licht, auch sogar durch ihre Brille — nicht mehr sehen könne.

Vierter Auftritt.

Herr Worthmann und Fritz treten zum Zimmer herein. Vater Becker, seine Frau und seine Tochter eilen ihrem Fritz entgegen, umarmen ihn und sind vor Freuden so außer sich, daß sie beynahe den Fremden darüber vergessen, welchen Fritz mitgebracht hat. Vater Becker entschuldigt sich bey dem Fremden deswegen. Der Fremde aber bittet, sich nicht stören zu lassen, da ihm eine solche Freude, ob er gleich nur ein Zuschauer sey, eben so viel Vergnügen mache, als wäre er ein Theil dieser guten Familie. Er setzt hinzu: daß er jetzt nur ein Fremder scheine, daß, wenn ihn Vater Becker genau betrachten wolle, er vielleicht finden werde, daß ein alter, alter Bekannter vor ihm stehe. Vater Becker weiß sich diese Worte nicht zu deuten und versichert, ihn noch nie gesehen zu haben. Der Fremde bringt manche Scene aus Mariens ersten Kinderjahren in Erinnerung, und Marie wundert sich, wie er davon unterrichtet

seyn könne. Sie gibt es ihrem Bruder Schuld, daß er es vielleicht dem Fremden erzählt haben könne. Ihr Bruder rechtfertiget sich damit, daß er dem fremden Herrn nichts habe erzählen können, weil er von dieser ganzen Geschichte selbst nichts wisse, und daß sie zu einer Zeit müsse vorgefallen seyn, wo er nicht gegenwärtig gewesen wäre, was, wie sie wisse, in seinen Knabenjahren so oft der Fall gewesen sey. Marie betrachtet den Fremden noch genauer und bleibt dabey, daß sie ihn nicht kenne, daß sie ihn in ihrem Leben noch nie gesehen ihn heute zum ersten Male sehe. „O ich weiß noch mehr," fährt der Fremde fort und wendet sich zu Vater Beckern: „ich weiß, daß vor zwey und zwanzig Jahren ein armer, armer fremder Knabe in ihrem Hause war. Kränk, von aller Welt verlassen, lag dieser einst vor ihrer Thüre und war vor Frost und Hunger fast leblos, als sie des Morgens die Thüre öffneten, ihn freundlich aufnahmen, einen Arzt ihm hielten und ihn pflegten, bis er völlig wieder gesund war, ihm nach einem vier-

theiljährigen Aufenthalt eine Gelegenheit ausmachten, daß er zu einem seiner weitläufigen, sehr reichen Anverwandten reisen konnte. Ihre Empfehlung erweichte den sonst sehr harten Mann, der seine armen Anverwandten nicht kennen wollte und seine Hand von ihnen so viel als möglich abzuziehen suchte. Er gewann den Knaben lieb, so lieb, daß er ihn, da er selbst keine Kinder hatte, studiren ließ, und ihn, da er ihn zu seinem Universalerben eingesetzt hätte, nach seinem Tode, der vor einigen Jahren erfolgte, zu einem sehr reichen Manne machte. Ich weiß sogar, daß dieser junge Mann nach Holland, Frankreich, England, sogar nach Amerika eine Reise unternahm, wozu ihm sein Vetter eine sehr beträchtliche Summe schenkte. Doch ich will sie nicht mit Dingen weiter unterhalten, die ihnen eben so gut bekannt seyn müssen, als ich es ihnen sagen kann. Vater Becker versichert, daß er ihm so viel angenehme Neuigkeiten erzählt hätte, daß er ganz vor Freuden außer sich sey. Die

Geschichte mit dem Knaben habe zwar seine Richtigkeit, auch habe ihm dieser von Zeit zu Zeit geschrieben, daß es ihm wohl gehe; der junge Heinrich Worthmann, dies sey des Knaben Nahme gewesen, habe ihm einst von der Universität aus einige Nachricht gegeben, seit acht Jahren aber habe er nicht eine Sylbe weiter von sich hören lassen. „Wie?" fragt der Fremde: „sie hätten aus London von ihm keinen Brief erhalten?" Nicht eine Sylbe! erwiedert der alte Becker. „Aber" — fährt dieser fort: „je mehr ich sie, mein Herr, je genauer ich sie betrachte, desto lebhafter geht in meiner Seele eine Ahnung auf — sollten Sie wol selbst Herr Worthmann seyn, sollten Zeit und Umstände" — Der Fremde nimmt Vater Beckern bey der Hand, läßt ihn nicht aussprechen und gesteht ihm, daß er Heinrich Worthmann sey. Er bricht in die lebhaftesten Empfindungen des Dankes und der Liebe aus, und betheuert, wäre Vater Becker nicht gewesen, so hätte er

dieses Glück gewiß nicht machen können. Fritz umarmt seinen Vater, und sagt ihm, daß das Gute, was er einst dem Knaben Worthmann erwiesen habe, ihm jetzt reichliche Früchte trage; er erzählt, daß Herr Worthmann, der jetzt fürstlicher Hofrath sey, ihm zu einem Amte verholfen und daß er eine Steuereinnahme mit fünfhundert Thaler jährlichem Gehalt, bekommen habe. Der alte Becker ist vor Freuden außer sich. — Worthmann versichert, daß es nicht blos der Sohn genüßen solle, was er dem Vater zu verdanken habe. Er setzt dem alten Becker einen Jahrgehalt von 300 Thalern aus, die er von ihm Zeit seines Lebens genüßen soll, und sollte er früher mit Tode abgehen, als seine Wohlthäterin, so solle diese denselben Jahrgehalt fort behalten. Marien verspricht er eine reichliche Ausstattung. Die ganze Familie ist vor Entzücken außer sich. Der alte Becker fragt seine Frau: Gute Mutter, wer hätte das damals

denken sollen, wie wir den armen verlassenen Knaben mit Freuden aufnahmen, daß er uns einst in unsern alten Tagen vergeltender Wohlthäter und die Stütze unsrer Familie seyn würde?

Skizze *)

des

Sprichworts:

Versprechen macht Schuld.

---

*) Für jüngere und weniger geübte Kinder.

Personen:

Adolphs Vater
Adolph
Lorchen
Heinrich.

Lorchen hat Adolphs Petschaft gefunden. Sie zeigt es Heinrichen. Heinrich verwundert sich über Adolphs Unachtsamkeit, daß er heute das schon verlieren kann, was er gestern erst bekam, und was ihm so außerordentlich viel Freude machte. Lorchen steckt das Petschaft hurtig wieder ein, als sie Adolphen kommen hört. Sie meynt, man müsse Adolphen zur Strafe seiner Flatterhaftigkeit ein wenig ängstigen. Heinrich stimmt bey und verspricht ihr, das Seine dazu redlich beyzutragen.

Adolph kommt zur Thüre herein und grüßt Lorchen und Heinrich ganz kurz. Er sucht unter den Tischen, unter den Stühlen und unter den Commoden und überall. „Da nicht, und dort nicht!“ murmelt er vor sich hin: „möchte ich nur

wissen, wo ich es in aller Welt verlohren haben muß.“

Lorchen. Adolph was suchst du denn?

Heinrich. Sage es uns, vielleicht sind wir im Finden glücklicher, als du.

Adolph. Ey, werdet ihr glücklicher seyn! Ueber meine hellen Augen geht nichts. Ich habe nun das ganze Haus beynahe umgestört und habe es nicht gefunden.

Heinrich (zu Lorchen) Und wenn es aufs höchste kommt, so ist es ein Bleystift, den er verlohren hat.

Lorchen (zu Heinrich) Oder ein Pinsel aus seinem Mahlkasten.

Adolph. Ey, wenn es weiter nichts wäre! (Sucht wieder. Aeußerst unwillig.) Daß dich. Wo ichs nur finden soll! In einer Stunde geht die Post ab. Ich soll dem Vater meinen Brief bringen. Der Brief ist fertig, und nun kann ich ihn nicht zusiegeln. Nehm ich ein fremdes Petschaft,

dann wird er gleich nach dem meinigen fragen, und dann — dann — O, ich bin außer mir!

Heinrich. Wie, du hast doch nicht etwa dein Petschaft schon verlohren?

Adolph. Ey freylich! Aber ihr sollt mit mir machen was ihr wollt, wenn ich euch sagen kann, wie das zugegangen ist.

Heinrich. Ey, ey! du bist zu bedauern. Was wird dein Vater sagen?

Adolph. Ihr müßt mir es ansehen, wie ich in der Flucht bin. Ich schwitze und triefe am ganzen Leibe. Ich wüßte nicht, was ich dem gäbe, der mir das Petschaft wieder brächte.

Lorchen. Ey, in der Angst verspricht man gemeiniglich Wunderdinge, wenn aber die Angst vorüber ist, dann wird das Worthalten schwer, und man macht Ausflüchte.

Adolph. Nein, nein; wenn du es fändest, du solltest sehen, daß ich dir gern gäbe, was du haben wolltest.

Lorchen. Gesetzt, ich fände es, und ich forderte zur Belohnung deinen Farbenkasten von dir, nicht wahr du würdest dich schön bedanken?

Adolph. Mit Freuden brächte ich dir ihn.

Lorchen. Wenn das ist, so will ich dir dein Petschaft suchen helfen. Finde ich es aber und du machst Winkelzüge . .

Adolph (sie unterbrechend) Habe ich dir je etwas versprochen und hätte es nicht gehalten?

Lorchen. Je nun! Nicht alle Mal! Jüngst versprachst du mir auch ein Körbchen mit Kirschen zu bringen und Adolph brachte keine Kirschen, weil sie ihm vermuthlich selbst sehr gut schmeckten.

Adolph. Da hast du meine Hand darauf! Bringst du mir das Petschaft, so hole ich meinen Mahlkasten auf der Stelle.

Lorchen. Gut! Deine Hand darauf! Schlag ein. Heinrich ist Zeuge.

Adolph (schlägt ein) Heinrich soll Zeuge seyn.

Lorchen (nimmt das Petschaft aus ihrer Tasche) Sieh du flatterhafter, nachläßiger Mensch, hier ist dein Petschaft. (Sie zeigt es ihm.)

Adolph (greift hastig darnach.)

Lorchen (zieht die Hand rasch zurück) Ah, so haben wir nicht gewettet. Erst den Mahlkasten geholt, dann sollst du dein Petschaft haben.

Adolph. Lorchen, das ist boshaft von dir, du hast das Petschaft nicht gefunden, du hast mir es genommen.

Lorchen. Sagte ichs nicht gleich, daß er Winkelzüge machen würde? Heinrich ist Zeuge, der soll entscheiden.

Heinrich. Es ist nicht anders, Adolph muß an Lorchen den Mahlkasten geben, er hat es einmal versprochen.

Adolph. Und sie kriegt den Mahlkasten nicht, und wenn sie sich auf den Kopf setzte. Gibt sie das Petschaft nicht heraus, dann gehe ich zu meinem Vater, und dann soll sie schon sehen —

Lorchen. O, ich fürchte mich nicht; ich gehe mit dir zu deinem Vater.

Heinrich. Und ich, ich gehe auch mit, ich bin Zeuge.

Lorchen. Und Adolph muß seinen Mahlkasten herausgeben, das soll er sehen, das soll er hören.

Adolph. Ich würde mein Versprechen nicht zurücknehmen, hättest du das Petschaft gefunden.

Lorchen. Und ich habe es gefunden, frag Heinrichen.

Heinrich. Richtig, sie hat es gefunden.

Adolph. Und wo?

Lorchen. In euerm Gärtchen unten am Hause, da lag es auf einer Gartenbank. Des Gärtners Kinder spielten damit. Kam ich nicht dazu, nahm ich es ihnen nicht weg, so war und blieb dein Petschaft verlohren; denn wer würde wol glauben, daß du es im Garten verlohren haben könntest?

Adolph. Nun weißt du was, damit du siehst, daß ich erkenntlich bin, so will ich dir die kleine Landschaft geben, die dir jüngst so wohl gefiel.

Lorchen. Ich mag nichts anders, als was du mir versprochen hast!

Adolph. Und du magst machen, was du willst, den Mahlkasten kriegst du nicht.

Adolphs Vater kommt; grüßt Lorchen und Heinrich freundlich und fragt Adolphen: wo er mit seinem Briefe bleibe? Adolph entschuldigt sich damit, daß ihm Lorchen sein Petschaft nicht geben wolle. Der Vater fragt, wie Lorchen zu seinem Petschaft komme? Lorchen erzählt ihm die ganze Geschichte und der Vater entscheidet: daß sie ihm das Petschaft wieder geben solle, daß aber auch Adolph sein Versprechen halten müsse. Lorchen bittet Adolphs Vater, ihm ein Wörtchen ins Ohr sagen zu dürfen. Adolphs Vater läßt sich es gefallen. Sie sagt ihm: daß sie recht wohl wisse, daß ein Kind ohne seiner Aeltern Einwilligung von seinen Sachen nichts weggeben dürfe; sie wolle auch den Mahlkasten nicht haben; sie habe Adolphen nur ein wenig ängstigen wollen, um ihn für

die Zukunft etwas aufmerksamer auf seine Sachen zu machen. — „Du bist ein braves, gutes Mädchen“ erwiederte der Vater laut. „Du sollst den Mahlkasten haben, sollst ihn aus meinen eignen Händen empfangen. (Zu Adolph) Das sind wenigstens keine guten Menschen, die man erst zwingen muß, ihre Schuldigkeit zu erfüllen. Hättest du an ein gewisses Sprichwort gedacht, so hättest du entweder nichts versprochen, oder du hättest ohne Widerrede dein Versprechen erfüllt.“ Der Vater nimmt Heinrichen und Lorchen und führt sie auf sein Zimmer.

Adolph (betrachtet sein Petschaft). Ey, ey, du hast mir gestern viel Freude, heute aber dafür desto größere Noth gemacht. Der Vater macht mich auf ein Sprichwort aufmerksam, woran ich mich hätte erinnern sollen. Hm! Mir fällt keines ein! Es war übereilt von mir, meinen Mahlkasten für ein Petschaft hingeben zu wollen. (Zu den Zuschauern) Könnte ich dieses Sprichwort von ihnen erfahren so sollte mir es lieb seyn — wenigstens würde ich mich leichter beruhigen! Bedenken sie nur — mein schöner, schöner Mahlkasten!

Skizze
des
Sprichworts:
Eile mit Weile.

M

Personen:

Gustav
Eduard
Fritz
Lottchen
Auguste.

Personen
Gustav

Erster Auftritt.

Eduard sitzt an einem Tische und schreibt. Auguste sitzt an der andern Seite des Zimmers und strickt an einem Paar seidenen Handschuhen für ihre Mutter. Eduard freuet sich, indem er hofft, daß ihm sein Brief zu seiner Mutter Geburtstage nicht ganz mißlingen werde. Auguste freuet sich mit ihm und zeigt ihm ihre Handschuh, womit sie bereits ziemlich fertig ist. Eduard meynt, daß er zwar kein Kenner sey, daß er aber doch sehe, was schön und nicht schön sey, und er müsse ihr gestehen, daß ihm ihre Arbeit außerordentlich wohl gefalle, und daß er voraussehe, daß sie der Mutter damit eine ausnehmende Freude machen werde. Während daß sie nun arbeiten, kommen hüpfend und singend Fritz und Lottchen.

Zweyter Auftritt.

Lottchen fragt Augusten: ob sie mit den ewigen Handschuhen immer noch nicht fertig sey? Sie habe indeß zwey Paar Strümpfe für die Mutter gestrickt. Auguste erwiedert: es solle ihr lieb seyn, wenn sich Lottchen nur nicht übereilt habe; auch sie werde so eben die letzte Nadel abstricken. Lottchen antwortet etwas schnippisch: daß sich das zu seiner Zeit schon finden werde. Fritz guckt Eduarden über die Achsel und sieht, was er schreibt. „Wie?" ruft er verwundernd aus: „auch du bist mit deinem Briefe noch nicht fertig? Nun, das muß das Wunder aller Briefe werden. Der schreibt nun schon den ganzen Nachmittag, und ich habe kaum eine Stunde zu dem meinigen gebraucht. Ich stehe dafür, der deinige wird nicht besser, als der meinige seyn." „Das gebe ich gern zu" erwiedert Eduard, und bittet seinen Bruder, daß er ihn nicht stören soll. Auguste und Eduard arbeiten mit ununterbrochener Aufmerksamkeit

fort, obgleich Lottchen und Fritz allerley Scherzspiel treiben, lassen sich auch dann noch nicht stören wenn jene sich so sehr vergessen, daß sie es sich erlauben, über sie zu spotten. Endlich ruft Eduard: „Victoria! nun ist mein Brief fertig!“ Und Auguste steht ebenfalls vergnügt auf und freuet sich, daß sie ihre Arbeit vollendet habe.

Dritter Auftritt.

Gustav kommt, sieht betrübt und fast verdrüßlich aus. Alle rufen ihm zu, was ihm fehle? Er erzählt, daß so eben ein Bote gekommen sey, der die traurige Nachricht gebracht habe, daß ihre Tante, (ihrer Mutter Schwester) plötzlich todkrank geworden sey und sehnlich wünsche, ihre Schwester zu sehen. Die Mutter habe sich entschlossen, noch heute Abend zu ihr hinzureisen, und nun sey doch morgen, wie sie wüßten, der Mutter Geburtstag und folglich wäre ihre ganze Freude in den Brunnen gefallen: „Weißt du das gewiß?“ fragt Eduard: und Gustav be-

theuert es. „Nun dann" erwiedert Eduard, „werden wir freylich nicht so viel Freude haben, als wenn die Mutter zu Hause geblieben wäre; aber ganz soll unsre Lust darum doch nicht in den Brunnen fallen. Wie, wenn wir ihr nun unsere Geschenke heute schon gäben und ihr Glück wünschten?" „Wird aber nicht die gute Mutter mit Einpacken beschäftiget seyn? werden wir ihr auch gelegen kommen?" wendet Auguste ein. Gustav ist Eduards Meynung, und es wird beschlossen, daß sie ihre Geschenke zusammen holen, einen günstigen Augenblick abwarten und so die Mutter überraschen wollen. Lottchen und Fritz holen, diese die von ihr für die Mutter gestrickten Strümpfe; jener seinen Brief. Eduard bricht seinen Brief zusammen; Auguste wickelt ihre Handschuh in einen feinen Bogen Papier ein. Jene kommen nun wieder zurück. Lottchen bringt in Augusten, ihr die für die Mutter bestimmten Handschuh zu zeigen. Auguste ist ihr nicht zuwider. Lottchen muß gestehen, daß die Handschuhe allerliebst und

mit großem Fleiße gestrickt sind. Auguste wünscht nun ebenfalls Lottchens Arbeit zu sehen, und Lottchen verweigert ihr es nicht. Kaum aber hat sie die Strümpfe, beyde Paar, besehen, so entdeckt sie eine große Menge Fehler und unverzeyhliche Nachläßigkeiten, da hat sie Maschen fallen lassen und solche nicht wieder aufgenommen, da hat sie unrecht geknötet, falsch abgenommen u. s. w. „Und diese Arbeit willst du der guten Mutter zum Angebinde an ihrem Geburtstage geben? Schwester, prüfe dich, ob du ihr damit nicht mehr Verdruß als Freude machen könntest?" spricht Auguste, und Lottchen kann es nicht läugnen, daß sie der unglückliche Einfall, eher fertig zu seyn, als ihre Schwester, verleitet habe, zu schnell zu stricken, und daß dadurch alle die Fehler, die Auguste entdeckt habe, entstanden wären. Gustav fragt Fritzen: ob es mit seinem Briefe vielleicht nicht besser gehen würde, als Lottchen mit ihren Strümpfen? Fritz lächelt und fragt ihn wieder: ob er nicht von dem Vater längst schon gehört

habe, daß er unter seinem Geschwister den natürlichsten Brief schreibe? Gustav erwiedert: ob ihn aber nicht vielleicht sein zu großes Zutrauen zu sich selbst so weit verleiten werde, daß er des Lobes, das der Vater ihm ertheilt habe, wieder verlustig werden könne. Wer sich allzusehr auf seine Kräfte verlasse, strauchle oft, und könne sich durch eine muthwillige Vernachläßigung mit einem Male um all das gute Zutrauen wieder bringen, was man ihm zuvor gegönnt habe. Fritz lacht höhnisch. „Nun, da hast du meinen Brief, und lies ihn" spricht er: „und überzeuge dich selbst, ob ich nicht einen excellenten Brief geschrieben habe." Gustav erbricht Fritzens Brief und liest ihn. Schon in der zweyten Zeile entdeckt er drey grobe Schreibefehler. Ein Eckchen weiter findet er keinen Verstand in dem, was Fritz geschrieben hat. Er bittet ihn um die Erklärung dieser Zeilen. Fritz will sie ihm vorlesen, und macht ihm den Vorwurf, daß die Schuld nicht an dem Briefschreiber, sondern an dem Leser liege. Er liest die Stelle laut, stutzt, und bekennt,

daß wirklich darin kein Verstand sey — weil er einige Wörter ausgelassen habe. Er meynt, das sey leicht zu ändern, man dürfe solche nur hineinschreiben. Eduard erinnert ihn aber, daß der Vater darauf dringe, jeder Brief müsse rein und ohne Fehler geschrieben seyn, weil ihm, wenn man ausgelassene Wörter in die Briefe hinein schreibe, ein solcher Brief eine gewisse Geringschätzung derjenigen Person verrathe, an welche man schreibe. Eduard setzt hinzu: daß die Mutter diesen Brief ganz gewiß dem Vater zeigen werde, und nun solle er selbst entscheiden, was der Vater dazu sagen werde, wenn er entweder einen Brief ohne Verstand, oder einen Brief mit eingeschobenen Wörtern von ihm sehen und lesen würde. Fritz erwiedert, daß dem Schaden leicht abgeholfen sey, er werde ihn wieder abschreiben; in einer Stunde sey er fertig. Kaum hat er ausgesprochen, so erscheint das Dienstmädchen und sagt den Kindern, daß sie zu der Mutter kommen sollten, weil sie von ihnen Abschied nehmen wollte. Nun ist guter Rath theuer. Lottchen kann die Fehler an ihren Strümpfen nicht verbessern, Fritz seinen Brief nicht umschreiben. Beyde bitten Gustav, Eduard und Augusten dringend, ihre Geschenke der Mutter heute nicht zu über-

geben, sie wollten beyde das Geld aus ihrer Sparbüchse hergeben, und morgen einen Boten an die Mutter abschicken. Eduard erinnert dagegen, daß sie keinen Groschen aus ihrer Sparbüchse weggeben dürfen, ohne daß es der Vater zuvor wisse. Gustav entscheidet, daß sie drey, Eduard, Lottchen und er, der Mutter glückwünschen und ihr die Geschenke überreichen wollten. Er behauptet, daß wenn er auch Lottchens und Fritzens Vorschlag annehmen wollte, daß sie dieses nicht bessern würde, vielmehr würden sie immer so leichtsinnig bleiben, als vorher. Eduard gibt Fritzen die gute Lehre: hätte er sich mehr Zeit genommen, hätte er nicht zu sehr geeilt, so würde er jetzt auf keinen Fall in dieser Verlegenheit seyn. Dasselbe sagt Auguste zu Lottchen. — Fritz sieht sein Unrecht ein und gibt Lottchen den guten Rath, daß sie ihre Geschenke mit all den Fehlern der Mutter überreichen, und ihr versprechen wollten, diese wieder gut zu machen. Eine halbe Freude sey immer besser, als gar keine. Beyde versprechen und geloben sich es an, sich ihr übereiltes Wesen abzugewöhnen. Sie gehen mit ihrem Geschwister zur Mutter und nehmen, obgleich sehr betrübt, ihre Geschenke mit sich.

Skizze
zur
Vorstellung des Sprichworts:
Wer nichts haben soll, der verliert das Brod aus dem Kober.

Personen:

Andreas, ein Bauerknabe.

Töffel } sein jüngeres Geschwister.
Lieschen }

Töffel und Lieschen sind voller Freuden und können es kaum erwarten, bis ihr Bruder Andreas, der in die Stadt geschickt worden ist, zurückkommt. Bald laufen sie an das Fenster und sehen, ob sie ihn nicht entdecken können, bald laufen sie wieder an die Thüre, sobald sich etwas regt, um zu hören, ob es nicht Bruder Andreas sey. Sie sind überzeugt, daß ihnen Andreas gewiß etwas aus der Stadt mitbringen werde. Töffel wünscht sich das, Lieschen wünscht sich jenes.

Endlich kommt Andreas. Ueber seiner Schulter hängt ein Kober. Töffel und Lieschen empfangen ihn mit Freuden. Kaum haben sie ihn aber begrüßt, so ist ihre erste Frage: Bruder bringst du uns etwas mit?

„Ey, freylich!“ erwiedert Andreas. „Aber ihr werdet es nicht errathen, was ich euch mitbringe.“

Töffel meynt, er werde ihm eine Semmel, Lieschen räth, er werde ihr ein Paar Zwiebacke mitbringen, weil Andreas wisse, wie sehr gern sie solche esse.

Andreas versichert, daß er ihnen etwas mitbringe, das ihnen weit besser schmecken werde. Töffel räth wieder, daß ihnen Andreas Pfeffernüßchen gekauft haben werde.

Lieschen erwiedert aber, daß in der Stadt heute kein Jahrmarkt gewesen sey, und daß nur zu Jahrmarktszeiten die Pfeffernüßchen gekauft werden könnten. „Ich weiß es besser als du,“ setzt sie hinzu, „was Andreas in seinem Koberchen haben wird. Nicht wahr, Andreas, du bringst uns Rosinen und Mandelkerne mit?

„Wo denkst du hin?“ antwortet Andreas: „Rosinen und Maddelkerne kosten

viel Geld, sind jetzt sehr theuer, und meine ganze Baarschaft ist nie mehr als höchstens zwey Dreyerchen, dafür würde ich verzweifelt wenig Rosinen und Mandelkerne bekommen. Und doch bringe ich euch etwas mit, das weit besser schmeckt, als Rosinen und Mandeln."

Also ist es doch etwas zu naschen? fragt das lüsterne Lieschen, und will Andreas Kober öffnen.

„Hand von der Butte!" ruft Andreas. „Wer mir meinen Kober angreift, kriegt nichts von dem, was darin ist.

Töffel meynt: Andreas halte sie doch auch gar zu lange auf, und wenn es um und um komme, so habe er wol gar nichts in seinem Kober und habe sie am Ende nur zum Besten.

Andreas versichert ihnen das Gegentheil und erzählt: Als er zu der vornehmen Madam gekommen sey, wohin ihn die Frau Pastorin geschickt habe, da wäre eine große Gasterey gewesen. Er erwähnt alles, was in der Küche vorgegangen ist, z. B.

wie vielerley gekocht und gebraten worden sey; macht eine drollige Beschreibung von dem Bratenwender, und was ihm für angenehme Gerüche unter die Nase gekommen wären; ferner von dem schönen Geschirr, das er gesehen habe, und wie die Bedienten so geputzt ausgesehen hätten. Die vornehme Madam habe ihm den Brief selbst abgenommen, habe ihm dann ein Glas Wein eingeschenkt, und ihm dazu ein Stückchen Torte gegeben. Er beschreibt es seinem Geschwister, wie herrlich der Wein, wie vortrefflich die Torte geschmeckt habe. Es wäre ihm dabey eingefallen, daß es nicht halb recht von ihm seyn würde, wenn er seinem Geschwister nicht auch etwas davon mit nach Hause brächte. Es sey zwar nur ein kleines Schnittchen gewesen, er habe aber doch mit ihnen theilen wollen. Da habe er nun einen von den Bedienten gebeten, daß er ihm ein wenig Papier geben möchte, damit er die übrige Torte, die er seinem Bruder und Schwester mitbringen wolle, einwickeln könne. Und gerade, als er die Torte habe

einwickeln wollen, sey die Madam dazu gekommen und die hätte ihm nun ein großes Stück, fast so groß als ein halbes Groschenbrod, gegeben, das er mit nach Hause nehmen solle.

„Und die bringt uns Bruder Andreas mit?“ fragt Lieschen.

Und Andreas nimmt seinen Kober ab. Töffels und Lieschens Lüsternheit ist aufs höchste gestiegen. Jedes will zuerst den Deckel von dem Kober nehmen. Andreas hat den Deckel in der Hand. Lieschen und Töffel gucken in den Kober. „Wo ist denn die Torte?“ fragt Lieschen.

„Wo hast du denn die Augen?“ antwortet Andreas.

Auch Töffel versichert, daß er nichts sieht. Andreas guckt selbst in den Kober. Weg ist die Torte. Andreas ist außer sich. Lieschen und Töffel machen ihm die bittersten Vorwürfe und behaupten, daß er sie nur zum Besten gehabt hätte. Andreas behauptet, daß ihm das nicht in den Sinn gekommen sey, und ist sehr betrübt, daß

ihm nun seine Freude verdorben sey. Sie durchsuchen alle drey den Kober wieder. Lieschen findet noch einige Krümchen, kostet sie, und kann nicht genug Lobredens machen, wie vortreflich diese Krümchen schmekken." Ach, wie muß nicht erst ein Stückchen von einer solchen Torte schmecken! ruft sie betrübt aus.

Töffel meynt, Andreas werde wol immer ein Stückchen nach dem andern gekostet und so die Torte, ohne an sein Geschwister weiter zu denken, verzehrt haben.

Lieschen macht Töffeln Vorwürfe, wie er so Arges vom Bruder Andreas denken könne.

Töffel wendet dagegen ein: wie es wol anders möglich seyn könne, wenn es nicht so wäre, daß die Torte nicht da sey? Andreas habe einen Deckel auf seinem Kober und der liege fest darauf.

Andreas gesteht, daß der Schein zwar wider ihn sey; aber er versichert, daß er nicht weiß, wie es zugegangen seyn

müsse. So viel wisse er bestimmt, daß er die Torte recht gut eingepackt habe.

Lieschen betrachtet von außen den Kober hin und her, und entdeckt nichts an ihm. Sie greift nochmals inwendig hinein und fährt unten am Boden mit der Hand heraus. „J, Andreas," ruft sie erschrocken: dein Kober hat ja ein erstaunlich großes Loch, sieh doch der ganze Boden trennt sich beynahe ab."

„Was du nicht wieder hast!" erwiedert Andreas. „Der Kober ist ja fast noch neu. Ich habe ihn nur erst zwey Mal getragen." Er betrachtet den Kober und findet ebenfalls das Loch. „Weiß der Himmel, wie das in meinen Kober gekommen ist," fährt er zu sprechen fort: „Schwer war das Päckchen wol ein wenig, das ich heute in die Stadt getragen habe; aber das kann mir unmöglich den Boden meines Kobers zerdrückt haben. Doch halt! Jetzt fällt mirs ein, wie es zugegangen seyn kann. Um euch eine Freude zu machen, lief ich über Hals und Kopf

und suchte die allerkürzesten Wege. Ihr wißt doch das Wäldchen, welches eine halbe Stunde vor unserm Dorfe liegt? ihr wißt auch den großen Bogen, den man darin zu gehen hat? Um nun schneller nach Hause zu kommen, gehe ich den Fußweg, und da muß man sich fast beynahe durch die jungen Tannen hindurch drängen, und da, gewiß da hat mein Kober Schaden gelitten, und dadurch ist mir die Torte aus dem Kober gerutscht. Aber wer hätte das denken sollen! Ihr dauert mich, glaubt mir das. Ich war so seelenvergnügt, und wie ist mir meine Freude so unvermuthet in den Born gefallen! So etwas kommt nicht alle Tage an unser einen; aber der Vater hat wol Recht mit seinem Sprichworte, wenn ihm etwas fehl schlägt, das er für ganz gewiß hielt. Seyd nur nicht böse auf mich. So bald ich von unserer Frau Pastorin wieder in die Stadt zu der vornehmen Madam geschickt werde, so sage ich dieser, wie mir es mit der Torte gegangen ist. Sie wird mich bedauern. Vornehme Leute haben immer solche Lecker-

bissen bey der Hand, und sie gibt mir gewiß ein Stückchen Torte, das ich euch dann bringen kann.

„Ach geh nur“ erwiedert Töffel: „Und wenn du mit der Torte in deinem Kober schon vor unserer Hausthüre wärst, so glaubte ichs doch nicht, etwas davon zu schmausen'; denn sie fiel dir gewiß aus dem Kober, ehe du noch in die Stube kämst.

Skizzen
zu
kleinen Vorstellungen von Sprichwörtern,
deren Aufschrift die kleinen Leser leicht errathen können, wenn sie nur ein wenig nachdenken wollen.

I.

Rudolph, August, Minna und Julchen kommen zusammen zur Thüre herein. August macht Rudolphen, den er besucht, den Vorwurf, daß ihm die Zeit bey ihm abscheulich lang werde. Wenn sie nicht zusammen spielen wollten, würde er wieder nach Hause gehn.

Rudolph rechtfertiget sich, daß an ihm die Schuld nicht liege, er habe ihm schon mancherley Spiele vorgeschlagen, und keins habe ihm angestanden.

Minna nimmt sich Augusts, ihres Bruders, Sache an und erklärt, daß alle die Spiele, die er ihnen vorgeschlagen habe, herzlich langweilig wären, daß man so viel dabey denken müsse, und sie sey der Meynung, daß, wenn man spiele, man nicht viel dabey denken müsse.

Julchen meynt gegentheils, daß ihr und ihrem Bruder die Spiele gerade die liebsten wären, wobey es etwas zu denken gebe.

August und Minna machen spöttische Gesichter und erwiedern, daß jedes seinen eignen Geschmack habe; sie wollten sie auch in diesem Wahne nicht stören, nur wollten sie bitten, daß man ihnen auch den ihrigen lassen möchte.

Rudolph betheuert, daß es gar nicht an ihm liegen solle, ihnen so viel Vergnügen zu machen als ihm möglich sey. Sie sollten nur einige Spiele vorschlagen.

August bringt das Spiel: „Kämmerchen zu vermiethen" in Vorschlag. Julchen erklärt sich aus der Ursache dagegen: die-

ses Spiel mache viel Geräusch. Die Familie, die unter ihnen wohne, sey sehr eigensinnig, so gute Leute auch sonst der Herr und die Madam wären.

Minna meynt: was ihnen diese Leute zu befehlen hätten? die wohnten ja unten und sie oben.

Julchen erwiedert, daß sichs derjenige, der im untern Stock wohne, nicht gefallen lassen könne, wenn man ihm auf dem Kopfe herum trampeln wolle. Er würde bald, wäre er selbst nur Miethmann, zum Hauswirthe gehen, würde Beschwerde führen und da würde am Ende nichts als Verdruß entstehen. Wäre es aber der Wirth selbst, den man durch solches unangenehmes Geräusch beleidigen wolle, so würde dieser die Miethe aufsagen, und darauf dringen, daß man ausziehen müsse.

„Nun, da zieht man aus; es gibt ja der Häuser so viele in der Stadt," erwiedert Minna und August stimmt ihr bey.

Rudolph behauptet, daß sich die Miethleute, die zusammen in einem Hause

wohnten, gut vertragen müßten, und daß diejenigen sehr schwer unterkommen würden, die überall Störung verursachten. Sie würden in keinem Hause lange geduldet und am Ende würden sie in der ganzen Stadt bekannt und niemand würde sie mehr einnehmen.

Julchen fragt Augusten: ob ihm nicht ein weniger geräuschvolles Spiel einfalle, das er ebenfalls gern spiele?

Minna bringt das *blinde Kuhspiel* in Vorschlag. Schön! —

Julchen und Rudolph müssen ihnen auch dieses Spiel aus eben den Gründen abschlagen, aus welchen sie ihnen das vorige verweigert hatten. —

August schlägt das *Sprichwörterspiel* vor. O Abgeschmackt!

Rudolph und Julchen freuen sich darüber: aber Minna sagt sich wieder aus und fragt an: ob sie sich nicht lieber einander Charaden aufgeben wollten?

Zu diesem Spiele hat wieder August keine Lust, nennt es ein gähnerliches Spiel, und wirft Minna vor, daß sie dieses nur darum gern spiele, weil sie über hundert Charaden auswendig gelernt habe, und zweytens, wohl zu merken, auch noch die Unart an sich habe, daß sie nur Charaden aufgeben, aber nie die der Andern auflösen wolle.

Julchen wirft sich nochmals zur Mittelsperson auf und wünscht, daß sie das Ringsuchen, ein bekanntes und so wie sie es zu spielen pflegten, auch ein angenehmes Spiel sey.

Minna bittet Julchen, daß sie ihr die Veränderungen mittheilen solle, die sie mit diesem Spiel zu machen pflege.

August erklärt sich abermals gegen dieses Spiel, und behauptet, daß aus einem so alten abgedroschenen Dinge unmöglich etwas gescheidtes werden könne. Er spiele es nicht mit, lieber gehe er nach Hause.

Rudolph äußert, daß sie auf diese Weise wol schwerlich unter einen Hut zu

bringen seyn würden, und daß also keins der vorgeschlagenen Spiele gespielt werden könne.

August empfiehlt sich, weil er es einem guten Freunde versprochen habe, ihn heute noch besuchen zu wollen.

Minna sagt dasselbe. Sie nehmen Abschied.

Rudolph und Julchen bedauern, daß sie Beyden kein Vergnügen bey ihrem Besuch hätten machen können, so sehr sie das gewünscht hätten.

August erwiedert, daß das so und nicht anders hätte kommen müssen, weil keins das wolle, was das andere wünsche.

Julchen antwortet, daß das nicht an ihnen gelegen habe.

Und Minna fragt: An uns wird die Schuld doch nicht etwa liegen sollen?

Minna und August gehen. Rudolph und Julchen begleiten sie.

2.

Heinrich sitzt auf einem Stuhle und ist eingeschlafen. Neben ihm steht ein Tisch und auf diesem liegt ein Buch, worin Heinrich gelesen hat. Ferdinand und Emilie kommen in das Zimmer. „Nun, das muß ich sagen" ruft Ferdinand aus: „das ist doch alles Mögliche, am hellen lichten Tage einzuschlafen!" Er sieht das Buch an, worin Heinrich gelesen hat, und verwundert sich noch mehr. „Bey meiner Treu, toller könnte es nicht seyn, der verschlafene Mensch! bey Campe's Robinson, bey meinem Lieblingsbuche einschlafen zu können! Warte, das sollst du mir nicht umsonst gethan haben. Ich will mir mit dir eine Lust machen, daß du dich gewiß hüten sollst, je wieder bey einem so unterhaltenden, bey einem so angenehmen Buche einzuschlafen."

„Was willst du denn wieder mit dem armen Schelm vornehmen?" fragt Emilie, „du läßt ihn aber doch auch nicht einen einzigen Tag ungeneckt.

„I, du kleine barmherzige Seele du! Und wer zuerst lachen wird, das wirst du seyn.“ So spricht Ferdinand und geht zur Thüre hinaus.

Emilie nimmt sichs fest vor, Heinrichen nichts thun lassen zu wollen. Emilie zupft Heinrichen beym Ermel. Heinrich aber erwacht nicht. Ferdinand kommt zurück. „Gut daß er noch schläft, ruft er vergnügt aus.“ Emilie äußert ihren Unwillen über Heinrichs Verschlafenheit. Sie besteht darauf, daß man Heinrichen wecken, ihm dann seine Verschlafenheit vorhalten und es ihm betheuern solle, daß man ihm, so bald er noch ein Mal am Tage schlafen werde, einen Schabernack spielen wolle, worüber er zum Gelächter im ganzen Hause werden sollte.

„Wenn ihr das thun wollt“ erwiedert Ferdinand: „so tragt ihr Wasser in ein Sieb. Wie oft hat Heinrich von Vater und Mutter über seine Verschlafenheit Verweise bekommen; aber er ist verschlafen und bleibt verschlafen nach wie vor. Was ihr morgen thun wollet, das thut

lieber heute: dadurch gewöhnt er sich vielleicht heute schon munterer, und wird heute sich abgewöhnen, was ihr ihm erst morgen abgewöhnen wollet. Kurz ich mache ihm ein schwarzes Näschen. Dann wecke ich ihn und sage, daß ihn der Vater gerufen hat. Der Vater ist im Garten. Heinrich muß durch das ganze Haus laufen. Alle unsere Dienstboten sehen ihn und werden über Heinrich lachen müssen, der wie ein Hase läuft, hinter welchem der Jäger her ist. Und was wird der Vater über die schwarze Nase sagen! Auch er wird lachen und wird meiner Meynung seyn, daß Heinrichen schon Recht geschehe.

„Aber" erwiedert Emilie: „was würdest du sagen, wenn dir einer dasselbe thun wollte?"

„Ey was!" antwortet Ferdinand: „bey mir muß man das wol bleiben lassen. Wer von euch hat mich ein Mal am Tage schlafen sehen?"

„Thue, was du willst" sagt Emilie:

„ich mag das nicht mit ansehen. Aber merke dirs! Heinrich wird dir gewiß einen Rank wieder ablaufen.“ Sie geht.

Ferdinand schleicht um Heinrichen her, um ihm so beyzukommen, daß er nicht darüber erwache, wenn er seinen Plan mit ihm ausführen will. Heinrich gibt Merkmale des Erwachens von sich, gähnt, dehnt sich. Ferdinand ist ärgerlich, daß ihm sein Plan mißlingen wird. Heinrich schläft wieder und so fest ein, daß Ferdinand sich nun ganz sicher glauben kann. Er hat sich das Innere des Daums und des Zeigefingers schwarz gemacht, nimmt ganz sanft zwischen beyde Heinrichs Nase, die weidlich schwarz wird, ohne daß Heinrich erwacht. Emilie kommt zurück. Ferdinand bezeigt eine große Freude gegen sie, daß ihm der Streich gelungen sey. Emilie verstellt sich und lacht mit. „Aber“ spricht sie zu Ferdinanden: „lieber Bruder, du hältst dich so gern über andrer Leute Fehler auf, und du hättest doch viel Ursache, dich selbst bey deinem eignen Näschen zu zupfen.“ Und indem sie die Worte aus-

spricht, „du hättest doch viel Ursache, dich selbst bey deinem eignen Näschen zu zupfen,“ faßt sie Ferdinands Nase mit ihrem Daum und Zeigefinger und macht ihm, ohne daß er es merkt, eine eben so schwarze Nase als dieser zuvor seinem Bruder Heinrich gemacht hatte. Kaum hat sie ihm aber die schwarze Nase gemacht, so kommt Henriette zur Thüre herein, und sagt Ferdinanden, daß er augenblicklich zum Vater in den Garten kommen solle. — Henriette geht wieder, und Ferdinand bittet Emilien aufs dringendste, Heinrichen nicht eher zu wecken, bis er wieder zurück gekommen sey, und sollte er ja aufwachen, so solle sie ihm nichts von der schwarzen Nase sagen. Emilie bleibt ernsthaft und verspricht Ferdinanden alles, was er von ihr verlangt. — Und nun eilt Ferdinand über Hals und über Kopf mit seiner schwarzen Nase davon, und zu seinem Vater hin. Kaum ist er weg, so kommt Henriette zurück und sie und Emilie freuen sich, daß nun Ferdinanden dasselbe geschehen sey, was er Heinrichen habe thun wollen. Sie wecken Heinrichen;

führen ihn vor den Spiegel und erzählen ihm, wer ihm die schwarze Nase gemacht und warum man sie ihm gemacht habe. Sie betheuern ihm, daß, wenn er je wieder am hellen lichten Tage schlafen würde, es ihm noch weit übler gehen solle, als heute, und daß sie ihn dann gewiß nicht wieder in ihren Schutz nehmen würden. Indem sie so mit ihm sprechen, kommt Ferdinand zurück, ist voller Wuth und fragt: „Wer von euch beyden Mädchen hat sich unterstanden, mir eine schwarze Nase zu machen?“ — Henriette und Emilie müssen herzlich lachen. Henriette antwortet ihm: „das wirst du doch gefühlt haben?“

Ferdinand besteht darauf, zu wissen, wer es von ihnen beyden gewesen sey, faßt sie Beyde bey den Händen, hält sie fest und versichert, daß sie nicht eher von der Stelle kommen würden, bis sie es ihm gestanden hätten.

„Nun, wenn du es schlechterdings erfahren mußt, so müssen wir dir es

schon sagen. Wir Beyde haben dir die schwarze Nase gemacht.

„Glaubt ihr denn, daß ich mir das so ganz ruhig von Euch werde gefallen lassen?" fragt Ferdinand.

„Aber Heinrich sollte sich das von dir gefallen lassen, was du dir von uns nicht gefallen lassen willst? Du hast immer ein gewisses Sprichwort, das du anführst, wenn dir von andern etwas geschieht, was dir nicht behagen will. Fällt dir es jetzt ein, so wirst du schweigen und im Stillen denken, daß dir nichts mehr und nichts weniger als dein Recht wiederfahren sey.

3.

Madame Rauschdorf, eine Wittwe ohne Kinder; Marie ihr Dienstmädchen, der alte Hönig, ein verarmter Handwerksmann und ein junger Handwerksbursche, etwas abgerissen und in dürftigen Umständen, — diese sind

die Personen, die bey der Vorstellung dieses Sprichworts auftreten.

Madame Rauschdorf sitzt an ihrem Nähtische und näht. Marie tritt herein und meldet, daß der alte Hönig draußen sey und heute Madame selbst zu sprechen wünsche. Madame Rauschdorf will, daß er kommen soll. Hönig kommt und wird von Madame Rauschdorf freundlich empfangen. Er wünscht ihr zu ihrem heutigen Namenstage Glück.

„Heute mein Namenstag?" fragt Madame Rauschdorf: „weiß ich das doch selber nicht einmal." Sie sieht nach dem Kalender. Es trifft ein. Sie freut sich über des Alten Aufmerksamkeit, schenkt ihm einen Gulden und fragt ihn: ob er von Marien sein wöchentliches Almosen bekommen habe? Er bejahet es, nimmt Abschied und wünscht mit einer frommen sehr aufrichtigen Miene seiner Wohlthäterin tausend Glück und Seegen.

Madame Rauschdorf ist unerschöpflich in ihren Lobeserhebungen, und rühmt,

als sie sich wieder allein befindet, des Alten biedern Charakter. „Keiner meiner Freunde, keine meiner Freundinnen erinnert sich meines Nahmenstages. Kinder habe ich nicht, die darauf aufmerksam seyn könnten. Dafür soll Hönig aber auch nun wöchentlich vier Groschen von mir bekommen, da er zuvor nur zwey Groschen bekommen hat. Und indem sie so mit sich selbst spricht und diesen ihren wohlthätigen Entschluß faßt, wird an ihrer Thüre angeklopft. Sie ruft: herein!

Ein junger Handwerksbursche, etwas abgerissen und in einem dürftigen Anzuge, tritt herein, bittet äußerst bescheiden um Verzeyhung und entschuldigt sich damit, daß er habe anklopfen müssen, weil er Niemand im Vorsaale getroffen habe.

„Was will er?" fragt Madame Rauschdorf etwas unwillig.

„Ich bin ein armer Handwerksbursche und wollte Sie um eine kleine Gabe bitten" antwortet der junge Mensch.

„Weiß er nicht, daß das Betteln verboten ist, und daß er sich bey dem Almosenamt melden muß? Packt er sich nicht gleich auf der Stelle, so werde ich den Bettelvoigt rufen und ihn gefangen nehmen lassen.“

Der junge Mensch bittet um Verzeyhung und versichert, daß er sich nicht zu ihr gewagt hätte, wäre nicht so eben ein alter Mann zum Hause herausgekommen und habe die Madam Rauschdorf geseegnet, die eine so edle Menschenfreundin und seine größte Wohlthäterin in der ganzen Stadt sey. Sein Gebet wäre so feyerlich, so rührend gewesen, daß er, ob er gleich ein Fremdling sey, sogleich den Entschluß gefaßt habe, einsprechen zu wollen.

Madame bezeigt ihren Unwillen über die Handwerksbursche überhaupt und verhehlt ihm nicht, daß sie keinem Handwerksburschen auch nur einen Dreyer geben werde, weil sie jetzt lieber in der Welt herumlaufen und betteln, als gut thun und ihre Meister in Ehren halten und arbeiten wollten.

Der junge Mensch betheuert, daß er keinesweges zu diesen verdorbenen Menschen gehöre, wovon sie so eben gesprochen habe. Er erzählt ihr, daß er von sehr guten Aeltern im Reiche herstamme, daß er nach des Vaters Tode einen hübschen Weinberg und ein ansehnliches Haus, auch etwas an baaren Kapitalien erbe; daß er es gar nicht nöthig hätte, andere Menschen zu belästigen und sie um Wohlthaten anzusprechen. Er sey aber im nächsten Städtchen krank geworden und seine Pflege und Wartung nebst der Medizin und dem Arzt hätte seine kleine Baarschaft aufgezehrt. Da er jetzt nicht wisse, wo er Arbeit bekommen werde, so habe er seinen Aeltern noch nicht schreiben können. Wisse er erst nur wieder, wo er zwey oder drey Monate bleiben könne, so werde er seinen Aeltern Nachricht von sich geben, und diese würden ihn ganz gewiß mit der ersten Post ansehnlich unterstützen. Jetzt müsse er sich freylich auf Gott und gute Menschen verlassen.

Diese Reden erweichten aber Madam

Rauschdorf nicht, sie wird gegentheils noch unwilliger, weil sie glaubt, erfahren zu haben, daß solche Bettler, wie dieser junge Mensch, ihr Sprüchlein herbeten konnten, wie das Vater unser. Der junge Mensch muß fort, ohne nur einen Pfennig von ihr erhalten zu haben.

Er nimmt mit Artigkeit und sehr bescheiden seinen Abschied von ihr, und bittet, daß sie seine Dreistigkeit nicht ungütig nehmen solle. Er nennt seinen Nahmen und seinen Geburtsort nochmals und versichert ihr, daß sie ihm Unrecht thue, wenn sie ihn in die Zahl der gemeinen Handwerksbursche stellen wolle, von welchen das allerdings wahr sey, was sie so eben erwähnt habe. Er beschließt seine Rede damit, daß er sie nie vergessen, und daß er, wenn ihn Gott nur wieder gesund zu den Seinigen bringe, sollte es auch erst nach Jahren geschehen, ihr schreiben, und sie dann überzeugen werde, daß sie ihm zuviel gethan habe.

Der Handwerksbursche hat Madame Rauschdorf verlassen. Sie bleibt dabey,

daß der junge Mensch ein Landstreicher sey, weil er so zerrissen einher gehe, wenn seine Sitten, sein Anstand und seine Worte auch noch so artig wären, und indem sie sich an das Alles erinnert, wird sie immer noch unwilliger auf ihn.

Indeß sie so mit sich selbst spricht, kommt Marie heulend und schreyend herein. Sie erzählt, daß sie nur einen einzigen Augenblick aus der Küche und in das nächste Gewürzgewölbe gegangen sey um etwas Nöthiges für die Wirthschaft einzukaufen, und als sie zurückgekommen sey, wären ihr drey der ihr anvertrauten silbernen Löffel gestohlen worden.

„Habe ichs doch gleich gedacht" bemerkt Madame Rauschdorf: „daß der junge Handwerksbursche ein Landstreicher sey. Niemand, als er, hat die Löffel gestohlen; kein Mensch anders, als er, ist der Dieb." Sie befiehlt Marien, sogleich auf das Rathhaus zu gehen und den Dieb anzuzeigen, daß er, da er gewiß noch in der Stadt sey, angehalten werde und sie wieder zu ihren silbernen Löffeln komme. Sie

beschreibt Marien den jungen Menschen von Kopf bis auf die Fußsohle, nennt jedes seiner Kleidungsstücke, nennt den Nahmen des jungen Menschen und seinen Geburtsort.

Marie erwiedert, daß kein fremder Mensch, sondern ein Bekannter in der Küche gewesen seyn müsse, der mit der Oeffnung der Thüre derselben genau umzugehen wisse. Ein Fremder könne die Thüre gar nicht aufmachen, wenn sie auch nicht zugeschlossen, sondern nur zugeklinkt sey. Wenn man den Vortheil nicht kenne, die Klinke gehörig zu drücken, so mache sie ein Geknarre, daß der ganze Vorsaal davon ertöne, und das würde dann ganz gewiß auch die Madam gehört, und wenigstens gerufen oder zur Thüre heraus gesehen haben.

Madame Rauschdorf bleibt aber dabey, daß der junge Mensch der Dieb gewesen seyn müsse; wäre er auch hier fremd, so wüßten dergleichen Landstreicher doch von allen Thüren Bescheid. Sie beschreibt dem Dienstmädchen nochmals und äußerst

genau den fremden Handwerksburschen, und geht nicht ab davon, Marie müsse äußerst schnell aufs Rathhaus eilen. Die Aufsicht der Polizey sey sehr gut, und der Dieb werde ihnen gewiß nicht entwischen.

Indem Marie den Befehl ihrer Frau ausrichten will, werden Beyde über einen Lärm, der sich auf der Straße erhebt, aufmerksam. Madame Rauschdorf schickt Marien ab, um zu sehen und zu hören, was vorgegangen sey. Marie gehet und während der Zwischenzeit, ehe sie wieder kommt, bezeigt Madame Rauschdorf ihren Unwillen immer heftiger und heftiger und faßt den Entschluß: alle Handwerksbursche sogleich der Obrigkeit anzuzeigen, die je wieder zu ihr betteln kommen würden.

Marie kommt zurück. Sie erzählt: daß der alte Hönig eine goldne Uhr bey dem Nachbar gestohlen habe. Längst hätte man Verdacht auf ihn gehabt. Dies Mal habe man ihn aber bey der That ertappt. Man habe ihn sorgfältig beobachtet, habe ihn, als er sich der Uhr bemächtiget habe, sogar damit zum Hause hinausgelassen;

sey ihm dann nachgeeilt, habe ihn wieder zurückgeführt, habe seine Taschen und Kleider durchsucht. Da habe sich denn eine verborgene Tasche in seinem Ueberrock gefunden, worin er die Uhr verborgen gehabt. Noch mehr! In derselben Tasche hätten auch die ihr gestohlnen Löffel gesteckt. Der Gerichtsdiener sey dazu gekommen, habe die goldne Uhr dem Besitzer derselben zurück gegeben; ihre Löffel habe er aber mitgenommen und ihr angedeutet, daß sie auf das Rathhaus kommen und sich dazu bekennen solle, daß diese Löffel ihr wirklich aus der Küche entwendet worden wären.

Madame Rauschdorf ist vor Schreck und Verwunderung außer sich, daß sie sich so sehr in dem alten Hönig geirrt und dem armen Handwerksburschen so schreyendes Unrecht angethan habe.

Marie äußert, daß sie sich oft gewundert habe, wie sie gegen den alten Mann ein so großes Zutrauen hätte fassen können. Sie hätte immer gedacht, daß es noch ein solches Ende nehmen werde, wie es denn nun auch geschehen sey.

4.

Es ist Weyhnachtsabend. Henriette will ihren Brüdern und ihren jüngern Schwester ein Vergnügen machen und sie beschenken. Sie will sie zugleich erforschen, wer von ihnen der Zufriedenste sey. Sie legt für ihre Brüder sowol, als auch für ihre Schwester unbedeutende Geschenke hin, die bedeutendern behält sie aber zurück. Sie ruft ihr Geschwister. Diese kommen. Sie redet sie an und bittet sie, mit diesen ihren kleinen Weyhnachtsgeschenken vorlieb zu nehmen, und entschuldiget sich mit ihrem geringen Vermögen, daß sie ihnen nicht mehr hätte geben können. Der eine ihrer Brüder und ihre Schwester können es nicht verbergen, daß ihnen die Geschenke zu geringfügig vorkommen und sie äußern ihre Unzufriedenheit sogar mit deutlichen Worten. Der jüngere Bruder aber umarmt seine Schwester, dankt ihr herzlich und versichert, daß er dieses Geschenk lebenslang hochachten und ihr zum immerwährenden Andenken aufbewahren

wolle. — Henriette freuet sich über ihren Bruder und gestehet offenherzig, daß sie ihm am allerwenigsten diese Zufriedenheit zugetrauet habe, die er über eine so unbedeutende Kleinigkeit äußere. Sie gestehet es, daß sie ihr Geschwister nur habe auf die Probe stellen wollen, um zu erfahren, von welchem unter ihnen sie am innigsten geliebt werde. Der eine Bruder und ihre Schwester hören das ganz gelassen an, und lächeln sogar über ihrer Schwester Einfall. Als diese aber einen zweyten Tisch aufdeckt, worauf verschiedene sehr artige Sachen liegen, die sie nach eines Jeden Lieblingswünschen gewählt, und nachdem sie geäußert hat, daß sie auch diese ihnen habe schenken wollen, wenn sie gesehen hätte, daß sie das kleinere Geschenk nicht gering geschätzt hätten, so wollen sich ihre Schwester und der eine ihrer Brüder entschuldigen und betheuern ihr, wie lieb sie sie hätten. Aber Henriette läßt sich nicht täuschen, sie behält die Geschenke, die sie für ihre Geschwister bestimmt hatte, zurück. Nur der jüngere Bruder be-

kommt das, was für ihn bestimmt war. „Du warst mit dem kleinen Geschenke zufrieden, nimm nun auch das größere!" sagt sie, und ihr Bruder ist vor Freuden außer sich. Ihr übriges Geschwister thut zwar, als wenn sie es nicht rühre, man merkt es aber aus ihren Mienen, daß sie sich ärgern, daß ihnen die Schwester die wichtigern, ihnen angenehmern Geschenke entzieht, und einige sogar dem jüngern Bruder gibt.

5.

Emil zeigt mit vielem Wehklagen und mit einem fast weinerlichen Gesichte seinem Freunde Karl einen Brief, den er an seinen Onkel geschrieben hat. „Sieh nur, mein lieber Freund," spricht er: „wie unglücklich ich gewesen bin! Mit meinem möglichsten Fleiße habe ich diesen Brief geschrieben; ich hatte mir vorgesetzt, daß auch nicht der kleinste Fehler darin zu finden seyn sollte, und doch mußte ich es versehen und das unbedeutende Wörtchen

„sollen" siehst du, hier stehet es, zwey Mal schreiben. Der Brief muß in einer halben Stunde schon auf der Post seyn, wenn er mit fortkommen soll, und in einer halben Stunde kann ich ihn nicht wieder aufs Reine bringen. Und wer weiß, ob mir es mit aller meiner Mühe gelingt, ihn wieder so gut zu schreiben, als diesen?"

„Und darüber machst du dir eine so große Sorge?" erwiedert Karl: „Was gilt die Wette! ehe du es vermuthen sollst, zaubere ich das kleine Wörtchen aus deinem Brief heraus?"

„Wie? das wolltest, das könntest du?" ruft Emil entzückt und froh aus: „Fordere dafür was und wie viel du willst und du sollst es von mir haben. Aber sage mir, wie du das machen willst; denn mit der Zauberey möchte es wol nichts seyn."

„Da hast du Recht!" erwiedert Karl: „ich versichere dir aber, alles soll recht natürlich zugehen. (Er zeigt ihm ein Federmesser) Sieh, das soll der kleine Zauberer seyn."

„Ach, du willst doch nicht etwa das Wort heraus radiren?“ fragt Emil.

„Das versteht sich“ antwortet Karl.

„Nein Karl, da vertraue ich dir meinen Brief nicht an. Das Papier ist sehr fein und dünn, wie bald könntest du es versehen und zwar das fatale Wörtchen heraus aber dafür ein Loch hinein bringen.“

„Wenn ich dir aber sage, daß ich wol hundert Wörter schon aus Briefen und in meinem Schreibebuche heraus radirt habe, wo das Papier noch weit feiner und dünner war, als das Papier deines Briefes ist, so wirst du mir doch die Geschicklichkeit nicht abstreiten wollen, mit solchen Dingen umgehen zu können? Gib deinen Brief her, und du wirst dich freuen.“

Emil sperrt sich. Karl aber nimmt ihm den Brief aus der Hand, und holt sein Federmesser. Emil macht ihm die dringendsten Vorstellungen dagegen. Karl nimmt aber auf alle Gegenerinnerungen Emils keine Rücksicht, fängt an zu radi-

ren. Emil steht ängstlich neben ihm und sieht ihm zu. Karl macht ihn aufmerksam, wie schon ein Buchstabe nach dem andern verschwinde, und indem er ihn ganz von seiner Geschicklichkeit überzeugen will — radirt er ein Loch in den Brief. Emil ist außer sich, und macht Karln die bittersten Vorwürfe. „Ich hätte dir leichtsinnigen Menschen" spricht er „nicht trauen sollen, da ich dich von langen Zeiten schon kenne. Alles nimmst du auf die leichte Achsel, und wie oft bist du durch dein voreiliges Wesen schon in Gefahr gerathen! Ich werde es meinem Vater sagen, daß nicht ich den Brief verdorben habe, sondern daß du Schuld daran bist und du hast dir es allein zuzuschreiben, daß mein Vater böse auf dich werden wird. Und indem Emil seinen Unwillen über Karln äußert, kommt Mariane und ringt und windet die Hände und weint bitterlich, und ruft ein Mal um das andere aus: „ach, das große Unglück!" Beyde, Emil und Karl, erschrecken und fragen: was vorgefallen sey?

Sie erzählt: Joseph, des Nachbars ältester Sohn sey ertrunken —

„Wie? Joseph ertrunken?" rufen Karl und Emil. „Sage, wie kann das möglich, sage, wie kann das zugegangen seyn?"

Sie fährt fort zu erzählen: „Joseph sey vor einer Stunde auf das Eis gegangen."

„Wie? heute auf das Eis? heute bey dem völligen Thauwetter?" fragt Karl.

„Ja, ja," erwiedert Emil: „er ist immer ein solcher Wagehals gewesen. Und du bist nicht viel besser, als er, sonst hättest du mir meinen Brief auch nicht verdorben; ich stellte mirs gleich vor, daß es nicht anders kommen würde.

„Nun nun! ein solcher Wagehals bin ich denn doch nicht, wenn ich es auch mit deinem Brief versehen habe, was mir herzlich leid thut; aber heute wäre ich um keinen Preiß aufs Eis gegangen, so gern ich auch Schlittschuh laufe. Schwesterchen, sage nur, wie das zugegangen ist? Joseph war ein so braver Schlittschuhläufer, daß sich keiner von uns mit ihm messen durfte.

Mariane erzählt weiter: „Als Joseph auf den Teich in Roders Garten gekommen sey, so haben ihn der Gärtner sowol, als die Fischer, gewarnt, heute sein Vergnügen einzustellen. Er habe aber auf keinen von Beyden gehöret, habe sie feige Memmen gescholten und sie gefragt: ob sie ihm etwa nicht zutrauten, daß er mit dem Eise bekannt sey; oder ob sie glaubten, daß ihm sein Leben nicht eben so lieb sey, als ihnen das ihrige? Da sie nun gewußt hätten, daß er bisweilen ein kleiner Waghals sey, so wären sie in der Nähe geblieben, als er sich nicht habe abrathen lassen wollen. Einige Mal sey er mit vieler Leichtfertigkeit gerade auf die unsichersten Stellen zugefahren, um seine Geschicklichkeit und seinen Muth zu zeigen, und er habe auf ihr Zurufen nicht geachtet, immer sey er aber glücklich wieder zurück gekommen und habe die Fischer dann ausgelacht, daß er als Knabe muthiger und besser fahre, als sie alte auf dem Eis grau gewordenen Männer. Diese hätten ihn nochmals gewarnt, daß er es nur nicht

zu grün abbrechen solle. Er aber sey immer wieder auf den Teich hinausgefahren. Als er nun wieder so leichtsinnig auf eine Stelle zugefahren sey, worüber er zwey Mal glücklich hinweggekommen, so habe er es doch bey dem dritten Male versehen, das Eis sey gebrochen, er sey unter dasselbe hinuntergefahren. Die Fischer gäben sich noch alle mögliche Mühe, ihn wieder herauszubringen, sie zweifelten aber, daß man sein Leben retten werde. So eben habe man Josephs Vater hinaus auf den Teich geholt. Josephs Mutter sey vor Schreck in Ohnmacht gefallen.

„Der arme Joseph!" seufzt Karl.

„Wer und was ist an seinem Unglück Schuld?" fragt Emil.

Sie alle drey beschließen hinaus auf den Teich zu gehen, um zu sehen und zu erfahren, was aus ihrem unglücklichen Freunde geworden sey.

6.

Luise, Ferdinand ihr jüngerer Bruder und Meister Nagel, welcher ein wenig hinkt, sind die Personen folgender Vorstellung eines Sprichworts.

Luise wird über einen gewaltigen Lärm, den sie im Vorsaal hört, aufmerksam. Sie erkennt ihres Bruders Stimme, hört ebenfalls die Drohworte eines Menschen, dessen Stimme ihr unbekannt ist; sie wird sehr unruhig. Meister Nagel tritt mit Ferdinand zur Thüre herein, hält Ferdinanden bey der Hand fest, und fragt Luise: wo ihr Vater sey. Sie sagt, daß ihr Vater und ihre Mutter ausgegangen wären, und fragt Meister Nageln: was ihr Bruder vorgenommen habe, daß er ihn so hart halte. „Dumme Streiche hat der junge Herr gemacht," antwortet Meister Nagel. „Da war er mit noch einem solchen Bürschchen vor meinem Hause und warf seinen Ball in meine Fenster. Ich ging zu ihnen hinaus und rieth beyden, daß sie sich ihrer Wege packen sollten, oder ich würde ihnen einen

Denkzettel geben. Sie liefen zwar davon; aber sobald ich wieder in mein Haus hinein war, hat sie der Gukuk schon wieder da, und nun, hatten sie's erst schlimm gemacht, so trieben sie es jetzt noch ärger. Klirr! Klirr! gehts und meine obersten Stubenfenster waren glücklich entzwey geschmissen. Ich fahre wieder aus meinem Hause heraus; das eine der Bürschen war wie der Blitz auf und davon. Hier, der junge Herr aber war etwas langsamer, weil er vermuthlich glaubte, ich könne ihn nicht einholen, da ich nicht recht wohl zu Fuße bin. Aber ich nahm mich zusammen und holte ihn glücklich ein." Ferdinand belehrt ihn, daß er aus dieser Ursache wenigstens nicht langsam gegangen sey; es wäre vielmehr deswegen geschehen, weil er geglaubt habe, er habe nichts zu fürchten, da sein Gespielen und nicht e r die Fenster eingeworfen habe. Er fragt Meister Nageln: ob er es gesehen habe, daß er den Ball in seine Fenster geworfen habe? „Mags gewesen seyn, welcher es wolle, erwiedert Meister Nagel; das geht mich nichts an.

Ihr beyde waret da, einer von euch ists gewesen, macht's untereinander aus, welcher es gewesen ist. Ich halte mich an den, den ich erwischt habe. Und kurz und gut, wird mir nicht auf der Stelle mein Schaden vergütet, so nehme ich ihn Mosje Schabernack und führe ihn aufs Rathhaus, da mag er bey Wasser und Brod sitzen, und ein Plätzerchen kann es noch obendrein absetzen. Für meinen Schaden stehe ich; eine Vergütigung muß ich haben und ich werde sie auch gewiß bekommen."

Luise ist ängstlich, verspricht, daß sie es ihrem Vater sagen wolle, und daß Meister Nagel ganz gewiß morgen schon seinen Schaden ersetzt haben solle. Meister Nagel will aber nichts von Aufschub wissen und dringt darauf, daß ihm augenblicklich seine Fenster bezahlt werden müßten.

Luise fragt ihn: wie viel er dafür haben wolle? Er fordert einen Gulden. „Da es nicht mehr ist" sagt sie: „den will ich wol bezahlen." Und sie gibt ihm den Gulden. Meister Nagel empfiehlt sich, und betheuert, daß wenn sich Ferdinand wieder

mit seinem saubern Spielkameraden unter seinem Fenster blicken lasse, um Ball zu spielen, so wolle er ihnen die Wege so weisen, daß sie im Leben nicht wieder kommen sollten."

Als Meister Nagel fort ist, äußert Luise ihren Unwillen über ihres Bruders Ungezogenheit und sagt es ihm voraus, daß ihn der Vater nicht werde unbestraft lassen.

Ferdinand betheuert, daß er den Ball nicht geworfen, sondern nur zugesehen habe.

„Und das kann dir Freude machen, wenn ein ungezogener Knabe mit seinem Balle einem redlichen Manne die Fenster einwirft?" fragt sie ihn: „Wärst du zuvor deiner Wege gegangen, so hätte dich Meister Nagel nicht erwischen können. Ich bedaure dich einigermaßen, daß du auseßen sollst, was Jener eingebrockt hat. Das geht nun aber einmal nicht anders in der Welt. Darum muß man sich, wenn man das weiß, vor allen dergleichen Gelegenheiten und Umgang hüten. Denke bey solchen Ereignissen an ein altes Sprichwort und mache dich dann, so schnell du kannst, auf die Beine."

VII.

Die kleinen Schützen.

Das Kränzchen der Kinder hatte sich wieder bey Herrn Möhlmann versammelt. Er saß mitten unter ihnen, als seine Gattin kam und folgende Geschichte erzählte: Fast einen ganzen Tag lang sey ein fremder Hund in dem Dorfe, worin Herr Möhlmann ein kleines Landgütchen besaß, herumgelaufen, niemand habe dem Hunde getraut, und allgemein habe man geglaubt, er sey entweder schon toll und wüthig, oder er werde es nächstens. Man habe dem Hunde nachgespürt; er sey aber auf ein Mal wieder weg gewesen. Am dritten Tage habe er sich erst wieder blicken lassen,

habe zwey Knaben im Dorfe angefallen, glücklicher Weise habe er sie nicht verwundet und Beyden nur die Rockzipfel abgerissen. Alle Bauern wären darüber in Aufruhr gerathen, wären mit Stangen, Spießen und Feuergewehr ausgegangen um den wüthigen Hund aufzusuchen. Auch Georg, der sechzehnjährige Sohn von Herrn Möhlmanns Gärtner, habe sich aufgemacht, den wüthigen Hund zu erlegen. Er entdeckt den Hund in der Ferne, der wieder in das Feld hinaus gelaufen und nun wieder in das Dorf zurück wollte. Georgs Waffe war nur eine Heugabel, von welcher die eine der zwey Zinken abgebrochen war. Er eilt dem Hunde nach und ist so glücklich, den Hund mit seiner einzinkigen Gabel dergestalt ins Genick zu treffen, daß er auf der Stelle liegen bleiben muß."

Die kleine Gesellschaft bewundert eben so sehr Georgs Muth als Geschicklichkeit.

„Ihr seyd doch auch" sagt Herr Möhlmann zu den Kindern „ziemlich wackere

Schützen, würdet ihr eben so muthig gewesen seyn, als Georg? würdet ihr den wüthigen Hund eben so glücklich getödtet haben, als er?" Die kleinern jungen Menschen sahen Herrn Möhlmann an, schwiegen und schüttelten ihre Köpfe. Einige der Erwachsneren aber meynten, daß sie sich das ebenfalls getrauen würden, wenn sie so viel Uebung gehabt hätten, als Georg. Als sie vor einem Jahre in Erbisdorf auf ihrem Guthe gewesen wären und nach dem Ring gestochen hätten, so habe sich George ebenfalls unter sie gemischt und jedes Mal habe er den Ring getroffen. Sie hätten sich darüber gewundert. Da habe er ihnen das Räthsel gelöset und ihnen gesagt, daß sie in Erbisdorf jährlich zwey Mal, zu Pfingsten und zu Michael, öffentlich nach dem Ring zu stechen pflegten und wer in zwölf Rennen *) den Ring am öftersten getroffen habe, bekomme einen Preiß da-

*) Unter Rennen verstehet man, wenn ein Spiel durch die Reihe der Mitspielenden hindurch ist, und das Spiel wieder von vorn angehet.

für; entweder ein seidenes Schnupftuch oder einen Hut u. s. w. Er habe bereits, weil er sich immer zuvor geübt habe, drey seidene Schnupftücher und einen Hut als Preiß bekommen.

„Ja, ja,“ erwiedert Herr Möhlmann: „Uebung macht den Meister. Kinder, mir fällt da ein Gedanke ein! Wie, wenn ich euch ein neues Spiel, das mit euerm Ringstechen viel Aehnlichkeit hat, vorschlüge?“

Die ganze Gesellschaft freute sich darüber und Jedes von ihnen wollte wissen, was das für ein Spiel seyn werde?

Da antwortete ihnen aber Herr Möhlmann, daß sie sich gedulden müßten, bis sie ein Mal nach Erbisdorf gehen würden; in der Stadt könne das Spiel nicht, im Freyen müsse es gespielt werden.

Das schien diesen jungen Menschen nicht zu behagen, denn sie hätten Alle das Spiel lieber heute schon gespielt.

Herr Möhlmann beruhigte sie und versprach ihnen, daß er den ersten den

besten schönen Tag wählen und sie dann nach Erbisdorf führen werde.

Lange lange Zeit hatten sie nicht so oft nach dem Wetter gesehen als jetzt. Das Wetter wurde schön; alle Stunden hofften sie, daß sie zu dem Spatziergange nach Erbisdorf eingeladen würden. Endlich kam der glückliche, der längst sehnlich erwünschte Tag, und nun ging's bey Sonnenaufgang im vollen Jubel nach Erbisdorf. Sie waren fast eine Stunde weit gegangen. Herr Möhlmann fragte: „ob sie müde wären?" Aber keiner von der Gesellschaft wollte müde seyn. Alle baten Herrn Möhlmann um das neue Spiel. „Ihr müßt euch erst ein wenig ausruhen" erwiederte Herr Möhlmann: „denn das Spiel, was ich euch vorschlagen werde, verlangt einige Anstrengung.

Nach zwey Stunden ließ er die Gesellschaft auf den grünen Anger, der gleich hinter seinem Baumgarten lag, rufen. Wie Pfeile flogen sie hinaus. Als sie auf dem Platz waren, entdeckten sie sogleich eine große englische Dogge — die ihnen der

Vater von einem Täschner in der Stadt hatte machen lassen. Sie war aus Leder verfertiget, war mit Haaren ausgestopft und sah so natürlich, als wenn sie leibte und lebte. Die Dogge stand auf einem hölzernen Gestell, woran vier kleine, der Natur der Sache angemessene Räder waren. An dem Gestelle war eine Leine befestiget.

Die Kinder sahen Herrn Möhlmann an, und wußten nicht was sie daraus deuten sollten.

Herr Möhlmann erklärte es ihnen. „Ihr wißt doch die Geschichte noch, daß unsers Gärtners Sohn Georg vor acht Tagen durch seinen Muth und durch seine Geschicklichkeit einen wüthigen Hund erlegte, und dadurch viel Unglück verhinderte, das sich im Dorfe hätte ereignen können?

„O ja" riefen sie alle: „diese Geschichte haben wir nicht vergessen."

„Recht gut!" fuhr Herr Möhlmann fort: „Nun dann so hört! Ich wollte doch gern sehen, ob ihr auch dasselbe thun

könnet, was Georg that. An euerm Muth will ich nicht zweifeln; aber an der Geschicklichkeit möchte es euch denn doch fehlen. Damit ihr euch auch diese erwerben sollet, so habe ich folgendes Spiel erfunden. Ihr seht, daß das Gestell auf Rädern stehet, und daß an diesem Gestelle eine Leine befindlich ist. An der Leine wird die auf dem Gestelle stehende Dogge gezogen; die Räder dienen dazu, daß die Dogge eben so schnell nachfolgt, als gezogen wird, nur muß sie mit Behutsamkeit gezogen werden, wenn sie nicht umstürzen soll. Einer aus der Gesellschaft zieht die Dogge, ein Andrer eilt ihr mit einem kleinen Wurfspieß nach, den ich dazu habe verfertigen lassen, und den ich euch hier zeige. (Er zeigt jedem den Wurfspieß) Dicht unter dem Halsbande der Dogge seht ihr einen weißen Streif. (Sie bemerken diesen sogleich) Dieses Fleckchen ist der einzige Punkt, wo man mit einem einzigen Schlag oder Stich einen Hund tödten kann. Die Idee meines neuen Spiels ist nun diese: Wenn einer von euch die Dogge ohngefähr hun-

dert Schritte weit gezogen hat, so eilt ein Anderer der Dogge nach, die derjenige, der die Dogge zieht, immer noch weiter zieht, und Jener muß im Laufen das bezeichnete Fleckchen treffen. Trifft er es, so bekommt er von mir einen Preiß, und von den Mädchen einen Blumenkranz. Da für diese dieses Spiel nicht geeignet ist, so mögen sie indeß Blumen auf meiner hier angrenzenden Wiese suchen. Damit auch der, der den Preiß erringen will, wisse, wenn er auslaufen soll, so gebe ich ihm ein Zeichen dazu, indem ich in die Hand klatsche. Nicht nur der, welcher nach der Dogge mit dem Wurfspieß läuft, sondern auch der, welcher die Dogge zieht, wozu auch eine gewisse Geschicklichkeit gehört, bekommt einen, obgleich geringern Preiß, wenn die Dogge glücklich, ohne daß sie stürzt, von ihm hinausgezogen worden ist."

Dieses Spiel wurde mit Freuden angenommen und mit Lust ausgeführt.

Druckfehler.

S. 8 Z. 24 lies Ludwig statt Franz.
— 16 — 25 — eingestellt st. ingestellt.
— 29 — 11 — hält st. hat.
— 39 — 15 — Ludwig st. Emilie.
— 42 — 9 — genannt — st. gennt.
— 43 — 12 — Was st. Das.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

W. S.
2. f

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Georg Carl,

Karls und Emiliens vergnügte Spielstunden Oder: neue Kinderspiele für eine gesellige, muntere und lehrreiche Unterhaltung Dem Alter von 8 bis 14 Jahren gewidmet ; Mit Kupfern
Bd.: [2]

Leipzig 1804

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.457(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301600-4